Graf d'Anethan d'Entragues.

Graf d'Anethan d'Entragues.

Historischer Roman

von

George Hesekiel.

Zweiter Band.

Dritte Auflage.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

Erstes Capitel.

Die Abtei zum Walde.

Zu den begünstigten Häusern Frankreichs, die dem Sturm der Zeiten ebenso siegreich Widerstand geleistet haben, wie den Schlägen der Revolutionen, gehört die Abtei zum Walde. Diese Königliche Abtei hatte schon lange den Schutz jener rauhen Wald-Einsamkeit verloren, in welcher sie der heilige Bernhard einst gründete als eine Tochter der hochberühmten Mutter von Clairvaux; unter der Axt waren längst schon die hohen, stolzen Bäume gefallen, die sie umgaben, die Abtei zum Walde lag längst schon in der Sevrestraße zu Paris, umgeben von einem Knäuel schmutziger Gassen und dem Getöse einer immer bewegten und lauten Bevölkerung; die Wald-Einsamkeit, welche der Königlichen Abtei so lange Schutz gewährt, sie hatte sich, erschreckt von dem lauten Treiben des Pariser Lebens, in die Mauern der Abtei geflüchtet, die nun die ehemalige Schützerin schirmte, treulich Gunst mit Gunst vergeltend.

An einem nebelfeuchten December-Nachmittage des Jahres 1804 hielt ein schlichter Stadtwagen vor dem von einem Kreuze überragten Gitter der Abtei zum Walde;

zwei Herren stiegen aus, der eine nur mittelgroß und mager, aber prächtig leuchtende Augen unter der schönen, von wirrem, leichtgelocktem Haar umwallten Stirn; der andere größer und stattlicher, in den regelmäßig gebildeten Zügen den Ausdruck edler Simplicität, in den Augen einen schwermüthigen Stolz. Beide Herren schritten schweigend neben einander über den großen Hof. Sie brauchten nicht zu klingeln an der kleinen Pforte, in die sie traten; die Pförtnerin mußte sie erwartet haben. Munter und gut sah das Gesicht der klösterlichen Dienerin aus, und sie verneigte sich, sichtlich geschmeichelt, als ihr der kleinere Herr ernsthaft seinen Gruß zunickte, während der größere sagte: „Guten Tag, Schwester Maria!"

Die beiden Herren gingen durch die Flurhalle und traten in einen zweiten Hof, der von offenen Kreuzgängen rings umschlossen war, der Tummelplatz der kleinen Mädchen, die hier erzogen wurden. Als die Herren im Seitenflügel eine Treppe erstiegen hatten, kam ihnen von der andern Seite her eine Dame entgegen.

Diese Dame war groß und mußte einst eine bedeutende Schönheit gewesen sein: auf den ersten Anblick erschien sie hart und stolz, betrachtete man sie aber aufmerksam, so fand man, daß ihr Gesicht rein den Stempel jener sieghaften Resignation trug, die nur unter großem Unglück und schweren Leiden errungen wird. Die lange Robe von schwarzem Wollenstoff trug sie mit derselben Anmuth, wie Hortense von Beauharnais ihre Blouse à la Lavallière, welche Madame Josephine, die nunmehr Kaiserin, eigens erfunden für ihr blühendes, reizendes Kind. Eine Schönheit hatte sich Frau von Navarre, die damals Vorsteherin der Abtei

zum Walde war, ganz zu erhalten gewußt; das waren die wunderschönen Hände, die zuweilen auftauchten, wie Schwäne, aus den weiten Aermeln des ernsten, klösterlichen Gewandes und unbewußt mit dem großen, silbernen Herzen spielten, das an einem rothen moirirten Bande auf der Brust der Dame hing.

Beide Herren eilten der Dame entgegen und begrüßten sie mit eben so viel Achtung als Herzlichkeit.

„Das ist eine doppelte Freude,“ sagte die Dame lächelnd, aber selbst ihr Lächeln war traurig; „als ich heute Mittag unserer geliebten Julie eine schöne Blume schickte, freute ich mich, Sie heute Abend zu sehen, Herr von Chateaubriand; aber Sie, Herr Herzog, das ist gar gut, zwei liebe Männer zugleich; ich glaubte Sie schon abgereist.“

Der Herzog Matthieu von Montmorency reichte der geistlichen Dame den Arm, Herr von Chateaubriand eilte vor ihnen die Treppe hinauf. Ganz athemlos von dem Ersteigen der Treppen trat er in den schmalen Vorsaal, der die beiden kleinen Zellen trennte, welche Julie Recamier in der Abtei zum Walde bewohnte. Mit dem Entzücken eines Dichters blickte er durch das Fenster in den Abteigarten. Spitze Kirchthürme strebten in scharfen Umrissen zum Himmel empor, am Horizont zeigte sich der sanfte Höhenzug von Sevres. Die untergehende Sonne vergoldete das Gemälde. Eine Akazie streckte ihre entlaubten Aeste klagend gleichsam hinauf zu dem Fenster Juliens. Da füllte sich der kleine Vorsaal mit einem Meer von Wohllaut, im Auge des Dichters glänzten feuchte Thränen, Julie sang und begleitete sich selbst auf dem Clavier, die Glocken läuteten das „Angelus“ — Alles eine Harmonie.

Chateaubriand trat in die Zelle Juliens, sie hatte das Clavier verlassen und saß, weiß gekleidet wie immer, auf einem blauen Divan. Mit einem grüßenden Blicke, der sich in seiner hinreißenden Freundlichkeit nicht beschreiben läßt, streckte sie dem Dichter ihre beiden Hände entgegen. Chateaubriand küßte sie mit inbrünstigem Feuer. Erst als er, ihre rechte Hand leicht in seiner linken haltend, neben ihr saß und ihr in das unbeschreiblich edle und schöne Antlitz sah, sagte sie mit ihrer holdseligen Stimme: „Guten Abend, Herr Vicomte! Guten Abend, Francis!"

Frau von Staël pflegte Herrn von Chateaubriand „Francis" zu nennen, Julie that es ebenfalls zuweilen.

Chateaubriand hatte schon damals in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit der vergötterten Frau die Gewohnheit, Julie einige Minuten zu sehen, bevor sie in den Kreis ihrer Freunde und Bewunderer trat; denn das war Jeder, der sie sah.

Julie Recamier hat nur einen Feind gehabt — den Kaiser Napoleon.

Noch aber pflegte Chateaubriand sich mit Julie zu unterhalten, wenn er sie sah, bevor sie in die andere Zelle, welche ihren Salon bildete, trat. Als vierzig Jahre später diese beiden gleichgestimmten edlen Seelen die letzten Jahre ihres Greisenalters sich täglich sahen, sprachen sie in der Stunde, die sie allein zubrachten, nicht mehr, aber sie sagten sich doch unendlich viel und unterredeten sich heimlich mit den abgeschiedenen Lieben, deren Bilder die Wände zierten.

Welche Erinnerungen!

Der Dichter war Zeitungsschreiber, Minister gewesen,

Gesandter, Großbotschafter, seine politische Laufbahn hatte er, der nie ein Höfling war und Hofgunst nie genossen, als Höfling des königlichen Unglücks beschlossen; die herrliche Frau, als Greisin noch schön, dachte freundlich zurück an die vielen ausgezeichneten Männer, die sie umworben hatten, die ihre Anbeter und Freunde geblieben waren, ob sie ihnen auch ihre Hand versagt. Welche Reihe von Männern, alt edle Herzöge, deren Väter mit dem Lilienbanner vor Aceon gefochten, und Marschälle, deren Schwertadel noch eben so frisch, wie ihre Lorbeern, Minister und Fürsten der Wissenschaft, ein Bonaparte, Lucian, und ein Neffe des großen Friedrich von Preußen, sie alle hatten ihr Herz und Hand angetragen, sie alle waren vor ihr heimgegangen, der früher, der später, nur der Dichter war ihr geblieben, Franz René von Chateaubriand, der Höfling des Unglücks.

„Herr von Montmorency ist mit mir gekommen!“ sagte Chateaubriand aufstehend und der Dame, die sich ebenfalls leicht erhob, seinen Arm bietend.

Julie legte ihre Hand auf Chateaubriands Arm, sie schwebte wirklich, schlank und schön neben ihm, eine durchaus lichte Gestalt.

In der anderen Zelle, deren einzigen Schmuck die bunten und grünen Blumen und Blätter im Fenster bildeten, befanden sich schon einige Herren und Damen, darunter Marschall Bernadotte mit seiner Gemahlin, nachmals Carl Johann König von Schweden, der sich mit einem feinen italienischen Monsignore unterhielt, der im Gefolge des Papstes nach Paris gekommen. Bernadotte hatte damals etwas Ritterliches in seinem Gesicht und viel Declamation in seiner Rede. Zwischen einer Herzogin von Chabrillant

und der alten Marquise von Coislin, die nie vergaß, daß Coislin der älteste Marquis von Frankreich war, saß die Gemahlin Junot's, des kecken Reitergenerals. Diese stolzesten Damen der alten Aristokratie — in der Zelle Juliens ertrugen sie solche Gesellschaft. Vielleicht war das der größeste Beweis der unermeßlichen Gewalt, die Frau von Recamier über Alle übte, die sich ihr naheten! Aber man mußte sie auch sehen und hören, sie hatte für Jeden, für Jede ein Lächeln, ein Wort, einen Reiz, sie entzückte Alle zusammen und Jeden einzeln noch ein Mal. Und doch entging ihr keine Schwäche, keine auch noch so kleine Lächerlichkeit; ihre himmlischen Augen waren wunderbar scharf, und die Pfeile ihres geistvollen Scherzes flogen nach allen Seiten, leuchtend und klingend; aber es wohnte ihnen eine Kraft bei, welche Diejenigen, die sie verwundeten, beglückte. Benjamin Constant beging geflissentlich mancherlei kleine Fehler, es war gar zu schön, von ihr verspottet zu werden; aber Julie bemerkte stets die Geflissentlichkeit und sagte ihm ein Mal lächelnd: „Sie sind nicht geschickt genug, Freund Ben, um den Ungeschickten spielen zu können, begnügen Sie sich mit dem, was Ihnen die gütige Mutter Natur in diesem Fache beschieden!“

Der stolze Herzog von Montmorency, der erste Baron der Christenheit, der Nachkomme von hundert Connetables, Marschällen und Admiralen, unterhielt Madame Bernadotte, die Kaufmannstochter von Marseille, mit einer chevaleresken Ehrfurcht, als wenn er die Tochter Herzog Humbert's mit den weißen Händen vor sich habe, jene schöne Wittwe Ludwig's des Dicken, die Einer seiner Ahnen achthundert Jahre vordem zur Ehefrau gewann, wie die Chronisten erzählen.

Besondere Aufmerksamkeit widmete Julie einem gebrechlichen, alten Herrn, mit kurzen, kleinen Armen, der in einem Fauteuil lag und eigentlich immer in Verwunderung war, daß nicht alle Welt staunend vor ihm anbetete. Das war Herr von Laharpe, der bekehrte Gottesläugner, sonst im Leben so schneidend, so stachelig, so unerträglich, auch nach seiner Bekehrung, hier in Julien's Gegenwart liebenswürdig.

Julie liebte den Umgang mit Männern von Geist und Talent; aber nie hat eine Frau es verstanden, wie sie mit solchen Männern umzugehen.

„Ich danke Ihnen, Herr von Chateaubriand," rief Laharpe, „Sie haben mich gegen Delfosse so schön vertheidigt; aber ich muß Ihnen sagen, Herr, Sie haben nur Recht in dem, was Sie von meiner aufrichtigen Bekehrung zu Gott und seiner heiligen Kirche sagen, Sie stellen mich viel zu hoch, wenn Sie glauben, die Philosophie habe mich zum Gottesläugner gemacht. Nein, Vicomte, ich bin Gottesläugner nur aus verdammter Eitelkeit gewesen; man machte damals Aufsehen damit, und ich war erbärmlich genug, Aufsehen machen zu wollen. Ah! Herr Herzog von Montmorency, verzeihen Sie mir, ich habe Sie oft gekränkt, und bin zu alt, wieder gut zu machen; Sie glauben nicht, wie ich, der ich mich so bedürftig der Barmherzigkeit Gottes fühle, wie ich mich nach der Verzeihung der Menschen sehne; ich habe so viele beleidigt —"

„Herr von Laharpe," erwiederte Montmorency fein, „ich kann Ihnen nur mit den Versen des Dichters Laharpe antworten:

Mais s'ils ont tout osé, vous avez tout permis:
Plus oppresseur est vil, plus esclave est infame!

„Das ist stark gesagt, Herr von Laharpe, aber es ist wahr und schön, oh! hätten wir nicht Alles gelitten, Sie würden nicht Alles gewagt haben!"

Der alte Laharpe war gerührt, Julie warf dem Herzoge einen prächtigen Blick zu.

Aber auch einige jüngere Männer waren in der Zelle, die noch keinen Namen hatten; Frau von Recamier sprach mit ihnen, aber in einer Weise, daß sie sich fähig hielten, das Größeste zu vollbringen.

Ihre Gewalt über die Geister war ganz außerordentlich.

Man sprach über die Kaiserkrönung, die einige Tage zuvor in der Kathedrale Notredame verübt worden war.

Bernadotte, seit längerer Zeit schon mit Bonaparte zerfallen, bemerkte spöttisch, daß die Marschälle und Generale nicht ihre Knie gebeugt hätten beim Segen des Papstes.

Laharpe seufzte hörbar.

Der Herzog von Montmorency sagte: „Ich hätte gewünscht, die Herren wären weggeblieben, oder hätten ihr Knie gebeugt, wenigstens gebeugt, um dem christlichen Volke kein Aergerniß zu geben!"

„Oh!" rief der italische Monsignore, „das christliche Volk, Excellenza? das ist kein christliches Volk hier, das habe ich am Tage der Krönung gesehen. Als Majordomus Seiner Heiligkeit führte ich den Zug der Hausgeistlichkeit der päpstlichen Kammer; als wir nun, wahrhaftig stattlich, daherzogen auf den reichgeschirrten Maulthieren, da rief die Menge, unserer lachend und spottend: „Seht, da kommt die päpstliche Cavallerie!"

Der Prälat war erzürnt. Ein leises Lächeln zeigte sich auf fast allen Gesichtern, nur Julie sagte mit himmlischer

Milde: „Verzeihen Sie der Unart, Monsignore, dieses arme Volk hat nie einen Papst, ja, lange Zeit nicht ein Mal einen Priester gesehen und hört jetzt von nichts als von Infanterie und Cavallerie.“

„Und diese Kaiserkrönung,“ flüsterte die Marquise von Coislin schmerzlich bewegt, „so wenige Monde nach dem Tode des Herzogs von Enghien!“

„Oh!“ sagte die Herzogin von Chabrillant lauter, „schweigen Sie, man darf jetzt den edlen jungen Condé nicht ein Mal beklagen und beweinen!“

„Und warum wollten Sie ihn beklagen und beweinen, Frau Herzogin?“ fragte Chateaubriand plötzlich, der bisher nur Julie Recamier gesehen, aber Alles gehört und geschwiegen hatte.

„Oh, Herr Vicomte!“ rief die Herzogin verwundert, „hat er denn nicht Alles verloren?“

„Frau Herzogin, der edle Condé hat nur das Leben verloren, gerettet hat er sich seinen Gott, seinen König, seine Dame und seine Ehre! Ich preise ihn glücklich!“

Die alten Damen begriffen den Dichter; aber auch Bernadotte's Antlitz glühte auf, er war chevaleresker Regungen fähig: „Ich bin ein Republikaner, Herr Vicomte,“ sagte er, „Sie haben eine wahrhaft republikanische Unabhängigkeit bewiesen, als Sie Ihren Abschied nach der Hinrichtung des Prinzen, die ich stets verdammen werde, einreichten!“

„Die Unabhängigkeit, Herr Marschall,“ antwortete Chateaubriand traurig lächelnd, „ist keine ausschließlich republikanische Tugend, ich will Sie nicht an meine vaterländischen Parlamente in Bretagne erinnern; dem Lands-

mann unseres großen und guten Königs Heinrich IV. aus Pau und Bearne ist das ferne Armorica wohl fremd, aber da steht ja ein Montmorency und Sie wissen: Les Montmorency ne courbent leur têtes que devant le bourreau!"

„Bravo!" rief Laharpe lebhaft, „aber, Herr Vicomte, wie kam es, daß Sie überhaupt von Bonaparte eine Stelle annahmen?"

„Ich nahm keine Stelle von Bonaparte an," antwortete der Dichter ernst, „sondern von dem Unterdrücker der Revolution, der noch nichts usurpirt hatte; ich ging nach Rom in der Hoffnung, den Einfluß der Kirche, den Einfluß der christlichen Ideen auf Frankreich zu fördern, und Sie wissen, daß mit den christlichen Ideen die monarchischen kommen!"

Laharpe nickte freundlich lächelnd und sprach leise: „Ich fühle eine eiserne Klaue in meiner Seite, es geht mit mir zu Ende, ich hätte gern noch viel für die heilige Kirche gethan, aber es ist Abend um mich; indessen wird das Werk nicht unvollendet bleiben, Herr von Chateaubriand, ihr Buch vom Geist des Christenthums stellt die Kirchen wieder her, richtet die alten Altäre wieder auf und wird auch den Thron der Lilien wieder erheben."

„Es hift mit dazu!" entgegnete Chateaubriand bescheiden und stolz bewußt zugleich.

Julie Recamier hatte kaum bemerkt, daß Bernadotte bei dieser Wendung des Gesprächs unruhig wurde, als sie auch sofort ihre Gesellschaft bat, ein Gedicht anzuhören, welches ihr junger Freund, der Graf Desmarets, gedichtet.

Arme Julie, Du solltest schwer bestraft werden für Deine Güte.

Schüchtern setzte sich der junge Mann, auf Julia's

unwiderstehlichen Wink, an den Tisch vor dem Divan, öffnete sein Papier und begann zu lesen.

Chateaubriand hörte nur zwei Minuten zu, dann versank er in Gedanken, die Andern hielten etwas länger aus; aber es war eine langweilige Geschichte in holperigen Alexandrinern.

Der Alexandriner ist der rechte Vers für den Meister des Witzes, denn in seiner Trockenheit bildet er stets eine natürliche Folie, aber auch bei der größesten Fülle von Witz muß er elegant behandelt werden; ein Gedicht in Alexandrinern, das nicht durch die Fülle des Witzes in grellem Contrast steht mit der Trockenheit dieses Versmaaßes, ist an sich verloren.

Julie Recamier hörte mit engelhafter Geduld zu. Sie sah aber die Gesichter der Hörer länger werden, und augenblicklich hatte sie ein Mittel gefunden, die Vorlesung zu unterbrechen. Der junge Dichter las: „Da ging die verzweifelnde Geliebte an den Strom und fing einen Lachs —“

„Ach!“ rief Julie, „Herr Graf, könnten Sie die junge Dame nicht vielleicht einen andern Fisch fangen lassen? Ich liebe Lachs gar nicht!“

Die ganze Gesellschaft lachte, Julie aber sagte wirklich keine Unwahrheit, sie mochte nie Lachs essen, und sie sagte das mit so lieblicher Art, daß der Dichter, der bereits gemerkt, wie wenig Anklang sein Gedicht gefunden, ganz entzückt sein Manuscript einsteckte, froh der willkommenen Unterbrechung, die ihn einer kleinen Demüthigung, die doch dem Dichter wehe thut, enthob. Er stand auf, verneigte sich vor der Dame und sagte leise: „Verzeihen Sie, ich habe erst hier gemerkt, daß ich ein schlechtes Gedicht gemacht

habe, sonst würde ich Ihnen nicht mit demselben lästig geworden sein; ich danke Ihnen, daß Sie mich der Beschämung überhoben haben!“

Julie Recamier legte ihre süße, kleine Hand auf den Mund des Grafen und flüsterte: „Still, mein Kind, wer so schnell seine Sünden bereut, der bessert sich, und Sie werden uns noch sehr schöne Gedichte vorlesen!“

Graf Desmarets schwieg und war so selig und so stolz, als wenn er die sehr schönen Gedichte schon gemacht hätte. Er hat sie nie gemacht, aber in seiner Todesstunde hat er sich noch dankbar Julien's erinnert; in seinem langen, trüben Leben leuchtete ein Stern, die Erinnerung an Julie.

Es war eine kleine Pause entstanden; Julie wußte sofort, sie auszufüllen. Sie setzte sich auf einen Sessel und rief mit klingender Stimme: „Wer bringt mir die Harfe?“

Alle Herren eilten, nur Chateaubriand rührte sich nicht, er liebte das Harfenspiel nicht; als sich aber Julie über die Harfe neigte, als ihre dunkelblonden Haare niederfielen über die elfenbeinglatten Schultern, da zitterte auch er, vom Schauer unendlicher Wonne wollüstig ergriffen.

Und Julie Recamier, die weißen Finger in den güldenen Saiten, neigte sich und sang:

„Wer klopft an meiner Thüre?
Wer klopft an meinem Thor?“
„„Ich, Herr der Meeresschiffe,
Dein Diener, bin davor““ —
„Nennst Du Dich meinen Diener,
So öffn' ich Dir geschwind!“ —
Im Hemdchen, husch, entriegelt
Die Thür das schöne Kind.

„„Sagt mir, mein schönes Weibchen,
Wo weilt jetzt Euer Mann?““
„Ich weiß, daß der aus Frankreich
Nie wiederkehren kann.“ —
„„Sagt mir, mein schönes Weibchen,
Stört er Euch nicht etwann?““
Das Frauchen blickt in Schrecken —
Da kennt sie ihren Mann.
Auf ihren Knieen weinend
Sie ihn um Gnade fleht.
„Ich gebe keine Gnade
Für die, die mich verräth.“ —
Da griff er zu dem Schwerte
Und hieb den Kopf ihr ab.
Der Kopf der fiel zu Boden
Und rollt das Haus hinab.
Inmitten ihrer Kammer
Da keimt ein Blümelein,
Die Margarethen-Blume,
Sie starb in Liebespein.
Nun läutet alle Glocken,
Denn todt ist Margareth'.
Sie ruht nach Liebesschmerzen,
Wo jene Blume steht.*)

Julie Recamier trug das alte romanzenartige italienische Gedicht mit einer hohen Einfachheit und zugleich mit einer innigen Theilnahme vor; ihr wundervolles Spiel füllte so überaus glücklich die Lücken der Dichtung, daß sich die Hörer mächtig ergriffen neigten. Sie sahen die Marga-

*) Diese treffliche Uebersetzung der alten Romanze von „Schön Margareth“ ist von dem Professor Dr. Karl Witte in Halle.

rethen=Blume keimen und sprossen, sie umwehte aus der Art des Vortrags heraus der Zauber jener Romantik, die uns freilich völlig fremd geworden ist. Er war jener Zeit schon so fremd, daß der alte Laharpe sagte: „Julie, Zauberin, Sie werden uns Lafontaine's Fabeln vom Ochs und vom Esel oder ähnliche noch so vorsingen, daß wir in Thränen darüber ausbrechen.“

Chateaubriand bildete den Kern der Opposition, die nicht ohne Glück das alte Volkslied vertheidigte gegen die heftigen Angriffe Laharpe's, der das Lied ohne Werth fand und nur den Vortrag gelten lassen wollte.

Der Herzog von Montmorency bekannte schüchtern, daß ihm nur das Lied, nicht aber der Stoff fremd sei, denn von einer seiner Ahnfrauen gehe dieselbe Sage.

„Wo giebt's eine Sage,“ rief Chateaubriand mit aufrichtiger Verehrung, „die im großen Hause der Montmorency nicht ihren Wiederhall fände?“

Ein Schatten flog über Bernadotte's Gesicht; es sollte aussehen wie Spott über die Verehrung großer Geschlechter und historischer Namen, zu der sich Chateaubriand offen bekannte, aber es war eigentlich verletzte Eitelkeit. Den kriegerischen, ehrgeizigen Emporkömmling ohne Geschichte und Ahnen verstimmte die mehrfache Erwähnung der alten Familien. Julie bemerkte es sofort, und im nächsten Moment strahlte Bernadotte's Antlitz wieder, denn sie war zu ihm getreten und hatte halb laut gesagt: „Es ist nicht leicht, einen großen und berühmten Namen zu tragen, aber noch schwerer ist's doch, einen solchen zu schaffen, Herr Marschall!“

Während Bernadotte seine Begeisterung für Julie aus

dem Stegreif declamirte, schrieb sie Laharpe auf eine Visitenkarte mit Bleistift, und zwar in Versen. Montmorency redete in Sentenzen, Chateaubriand mit Blicken, aber Alles, was geschah, geschah mit Beziehung auf die Königin dieses Kreises.

Die Stunden verflogen rasch, und als der Herzog von Montmorency, der pünktlich war, wie ein vornehmer Mann, das heißt pünktlich ohne Aengstlichkeit, als der sich seufzend erhob und Julien's Hand zum Abschied mit seinen Lippen berührte, da war der Kreis, wie fast jedes Mal, geneigt, an dem richtigen Gange der Uhren zu zweifeln.

Als sich Julien's Gäste Alle entfernt hatten, saß nur der Vicomte noch in seinem Fenster, er folgte mit den Augen jeder Bewegung der herrlichen Frau, die ihm zuweilen zulächelte, dabei den schlanken Hals anmuthig vornehm, wie ein Schwan, neigend.

Julie war sehr ordentlich, um sie her mußte Alles Symmetrie und Harmonie sein, sie ging in dem Gemach auf und ab, schob die Stühle leise an die rechte Stelle, rückte die verschobenen Bücher grade, ordnete die Notenblätter; sie war damit fertig, sie war etwas ermüdet, sie hätte gern nun Abschied genommen, aber sie sah das glänzende Auge und das verklärte Gesicht, mit dem der Vicomte auf sie blickte, und unmöglich wäre es ihr gewesen, ihn jetzt zu verabschieden. Deshalb setzte sie sich nieder, gerade da, wo der volle Schein des Lichts auf ihr Antlitz fiel, und wo sie Chateaubriand am bequemsten betrachten konnte; da setzte sie sich nieder und dachte an ihre Mutter, eine Mutter, die sie vergötterte. Bei dem Gedanken an

ihre Mutter nahm ihr Antlitz einen Ausdruck von Kindlichkeit an, den Chateaubriand so sehr liebte.

Das war Julie Recamier's Coquetterie; sie dachte an bestimmte Dinge und Personen, um ihrem Antlitz den Ausdruck zu geben, der ihren Freunden der liebste, dann aber hörte diese edelste und feinste Coquetterie, die man sich zu denken vermag, auf, und sie dachte sich so tief in ihre Gedanken hinein, daß sie Alles um sich her vergaß.

Nach einer Viertelstunde etwa stand Chateaubriand auf, Julie drückte ihm die Hand und reichte ihm ihre Wange zum Kuß.

„Gute Nacht, edle, schöne, meine Seele!" sagte der Dichter.

„Gute Nacht, Herr Vicomte!" antwortete die Dame, aber der Ton, in welchem sie das sagte, klang eben so innig, wie das Wort des Dichters.

Chateaubriand ging träumend hinunter; er sah das fünfzehnjährige Picardenkind gar nicht, das ihm sorgsam voranleuchtete, und Schwester Marie, die Pförtnerin, kam um den Gruß des Dichters, was sie in üble Laune versetzte.

„Er hat nicht ein Wort mit mir gesprochen!" sagte das kleine Mädchen aus der Picardie traurig.

„Und mich hat er nicht mal gegrüßt!" meinte die Pförtnerin wehmüthig.

Chateaubriands Popularität war damals ganz außerordentlich, sein Buch vom Geist des Christenthums war in allen Händen, die Priester und Prediger citirten in ihren Predigten Stellen daraus, und namentlich waren die beiden Episoden darin, „René" und „Atala", nicht nur Mode-

bücher, sondern wirkliche Volksschriften geworden. Die Wände der Fuhrmanns-Gasthöfe sogar wurden mit grün, roth und blau bemalten Bildern geschmückt, welche Chactas, den Pater Aubry und Simaghan's Töchter darstellten. Auf den Pariser Quais zeigte man in hölzernen Kästen die Personen der Chateaubriand'schen Dichtungen in Wachs. Auf allen Boulevards-Theatern wimmelte es von Atala's, den Kopf mit Hahnenfedern besteckt, die mit Wilden ihrer Gattung über die „Seele der Einsamkeit" sprachen, daß Chateaubriand umgekommen wäre, wenn er es hätte mit anhören müssen. Um den Dichter aber ganz populär zu machen, so fehlte auch die Opposition nicht. Zuerst die Akademie, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie Atala für eine Schönheit oder für eine Mißgeburt erklären sollte; es wimmelte bald von Caricaturen, Parodieen und Spötte-reien. Im Theater des Variété wurde ein Stück gegeben, worin ein junger Mensch und ein Mädchen aus einer Pariser Pensions-Anstalt in ihr Vaterstädtchen zurückkommen, dort hielt man sie aber für verrückt, denn sie sprachen von nichts als von Pater Aubry, von Chactas, von Krokodillen, Wäldern und Störchen. Um die Stelle zu verhöhnen, wo Chactas während des Sturmes die Füße Atala's in seinen Händen hält, nahm Abbé Morellet seine Dienst-magd auf den Schooß, und konnte natürlich die Füße dieser Jungfrau nicht in seinen Händen halten. Chateau-briand ließ ihm sagen, der Chactas der Anjoustraße möge sich in dieser Gruppe zeichnen und in Kupfer stechen lassen, er stehe für den reißenden Absatz ein.

Mit den jungen Damen, welche beim Lesen seiner Dich-tungen Thränen vergossen, drängte sich aber auch die Masse

der Christinnen und anderer edlen Enthusiastinnen um Chateaubriand, besonders seit seinem Bruch mit Bonaparte. Haufen von Billets sammelten sich in wenigen Tagen oft auf seinem Schreibtisch, aber nur selten ließ sich der edle Vicomte von neugieriger Schwäche verleiten, den unbekannten Damen, die ihm ihre Namen mit ihren Schmeicheleien zuschickten, in ihren Wohnungen persönlich zu danken. Zuweilen that er es aus wirklicher Höflichkeit.

Der Vicomte von Chateaubriand benutzte keine von all' diesen Eroberungen, die der Dichter Chateaubriand gemacht.

Als er die Abtei zum Walde verlassen, stand der Dichter auf dem schmutzigen Pflaster der Sevres-Straße. Ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, ging er vorwärts und vertiefte sich bald in das einsame Labyrinth des Faubourgs von Saint-Germain.

Der Dichter, hohen Bildern nachdenkend und über Entwürfe sinnend, zu denen er sich stets angeregt fühlte, wenn er aus Julien's Gesellschaft kam, hatte weder der dunkeln Straßen acht, noch der einsamen Karossen, die von Zeit zu Zeit an ihm vorüber klirrten und in die dunklen Thorhallen oder die Vorgitter der alten Adelssitze einbogen. Das dumpfe Poltern unter den gewölbten Thoren, das Knirschen der Räder auf dem Kiessande der Vorhöfe, das Schnauben der Rosse, Alles das gehörte mit zu den kleinen Nothwendigkeiten, deren Chateaubriand in solcher Stimmung bedurfte.

Vor einem stattlichen Hotel der Straße du Bac stand der Dichter still. Ein blendendes Licht strahlte aus den Fenstern sowohl wie aus der geöffneten Vorhalle auf die

Straße. Einzelne Neugierige drängten sich am Portal. Eine mit vier Pferden bespannte Kutsche hielt schon eine Weile.

Chateaubriand lauschte den einzelnen Musik-Passagen, die aus dem hell erleuchteten Ballsaal herniederklangen; er sah an den Fenstern droben Gestalten hin und her schweben, er sah an den mehr oder minder scharfen Umrissen der Schatten, ob die Personen näher kamen, oder sich von den Fenstern weiter entfernten. Der Dichter fand eine eigenthümliche Lust an dieser Art von Schattenspiel; er kannte das Haus wohl, er war da oben gewesen in dem Saale so manches Mal noch vor der Revolution. Er suchte aus den Figuren die Tänze zu erkennen, die man tanzte, er mühete sich, aus den Schatten die Personen zu errathen, die sie tanzten. Er sah den alten würdigen Wilhelm von Lamoignon, seines Bruders, des Grafen von Chateaubriand, Schwiegervater, er sah Rosambo und seine schöne Amélie, dessen Schwester, er sah sie lächeln; plötzlich fiel ihm ein, daß die Personen die er sah, alle schon vor zehn Jahren guillotinirt; er schauderte zusammen, die Musik der neuesten Gavotte, die oben getanzt wurde, klang ihm wie das ça ira!

„Guten Abend, Chateaubriand, lieber Freund!“ sagte plötzlich eine Stimme, und eine schwere Hand legte sich auf die Schulter des Dichters.

Verwirrt schaute Chateaubriand auf und starrte den mächtigen, breitschulterigen Mann an, der ihn so freundschaftlich begrüßte. Er mußte sich zusammennehmen.

„Wen haben Sie da, Fontanes?“ fragte eine Dame, die eben, in Brillanten und Schönheit strahlend, in Seide

knisternd und die ganze Atmosphäre rings um sich mit dem Duft ihres Parfüms erfüllend, auf den Perron trat.

„Es ist Herr von Chateaubriand!" entgegnete Fontanes.

„Wir nehmen ihn mit in unsern Wagen," sagte Elise Bonaparte, halb befehlend, aber sehr freundlich, „wir werden Sie bis zu Ihrer Wohnung fahren, Herr von Chateaubriand!"

Der Dichter verneigte sich zerstreut und flüsterte einige unverständliche Worte. Die Schwester des Kaisers stieg in den Wagen, und der Staatsrath und Senator Fontanes hob den Gegner seines Herrn an die Seite der Dame.

„Sie sehen mich etwas zerstreut, Madame," nahm Chateaubriand das Wort, als er neben der Schwester Napoleon's saß — „ich ging an diesem Hause vorüber, der Lichtschimmer lockte mich. In diesem Hause lebte mein Bruder, aus diesem Hause hat man ihn mit seiner ganzen Familie zur Guillotine geführt!"

„Oh!" rief Elise Bonaparte lebhaft, „wer denkt an die Vergangenheit; denken Sie an die Zukunft! Wir denken immer an die Zukunft; habe ich Recht, Fontanes?"

Die Antwort des Staatsraths verlor sich im Geräusch des davonrollenden Wagens.

In dem Ballsaale, den die Schwester des Kaisers so eben verlassen, hörte der Tanz allgemach auf. Die kleine Gesellschaft entfernte sich bald nach Elise Bonaparte, und etwa eine halbe Stunde später finden wir nur Hortense, die schöne Hortense, nunmehr eine kaiserliche Prinzessin, den General Caulaincourt, Frau von Remusat und einige unbedeutende junge Damen und Offiziere in dem Salon der Herzogin von Chevreuse, einer alten vornehmen Dame,

die sich den Bonaparten frühe schon angeschlossen, die aber immer zwischen ihren alten royalistischen Erinnerungen und ihren neuen imperialistischen Neigungen schwankte.

Die Offiziere draußen im Saal machten den jungen Damen, die zur Begleitung Hortense's gehörten, in der derben militairischen Weise jener sporenklirrenden Zeit den Hof, im Cabinet neben dem Saal führt Hortense ein lebhaftes Gespräch mit der Herzogin von Chevreuse, bei dem General Caulaincourt ein stummer Hörer blieb, wenn sich auch seine Theilnahme an dem Gespräch in seinen leuchtenden Augen und seinen Bewegungen lebendig genug verrieth.

„Sehen Sie denn nicht," rief Hortense, sich aus den Kissen halb aufrichtend, „daß Napoleon berufen ist, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen? begreifen Sie nicht, daß die Geschichte eine neue Zeitrechnung mit Napoleon beginnen wird?"

Die alte gelbliche, vertrocknete Herzogin in Halbtrauer, der blühendschönen, frischen, jugendlichen Hortense in Weiß und Rosa gegenüber schien dem General Caulaincourt in diesem Augenblicke eine Personificirung des alten verblaßten und verblühten, vertrockneten Königthums, das neue Kaiserthum war für ihn jung, schön, holdselig geschmückt, wie Hortense. Aber der kluge Mann hatte Unrecht, Hortense war nur die Stieftochter der Kaisers, sie war auch nicht die rechte Vertreterin des neuen Kaiserthums, sie vertrat nur eine Seite dieser Schöpfung, ebenso wie Frau von Chevreuse auch nur eine Seite des Königthums vertrat.

Die alte Dame hatte Gewissensbisse, daß sie sich, nicht nur um ihre Güter zu retten, sondern auch mit aus wirklicher Verehrung für Napoleon, der die Revolution nieder=

geschmettert, der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen; der Name Chevreuse wurde ihr schwer zu tragen, wenn sie an die vertriebenen Prinzen dachte, und deshalb nahm sie, die Napoleonistin, bei jeder Gelegenheit eifrig die Vertheidigung des Königthums auf sich. Dazu gehörte seit dem Tode des Herzogs von Enghien, der den Royalisten die Augen öffnen mußte über Bonaparte, kein geringer Muth. Von der Familie des Kaisers war es namentlich Hortense, welche, enthusiastisch eingenommen für den Ruhm des Kaisers, mit hochfliegender Phantasie schon heute von einer napoleonischen Aera, von einem napoleonischen Weltreich sprach. Gewiß hat die phantasiereiche, schöne Stieftochter das Ihrige dazu gethan, Napoleon auf dem Wege zu erhalten, der ihn ihrer Meinung nach zum Weltregiment führen sollte, den er freilich auch ohne sie gegangen wäre, weil er ihn eben gehen mußte. Ein unbestreitbares Verdienst aber erwarb sich Hortense um ihren Stiefvater dadurch, daß sie nicht sowohl Gegner und Gleichgültige durch ihre Schönheit und ihren Geist für das Kaiserthum gewann, sondern, daß sie Alle, die sich ihr näherten, mit ihrem Enthusiasmus erfüllte, sie fanatisirte für das Kaiserthum.

Nur bei der Herzogin von Chevreuse war ihr das noch nicht gelungen, und vergeblich benutzte sie auch heute die Pause zwischen dem Schluß des Tanzes und der Rückkehr in die Tuilerien zu einem Angriff auf die arme Herzogin, die seit dem Tode des Herzogs von Enghien und der Aufrichtung des Kaiserthums die letzten Illusionen über die Pläne Bonaparte's eingebüßt, mit denen sie ihr royalistisches Gewissen bis dahin eingeschläfert.

Der glänzenden Declamation Hortense's setzte die alte

Dame immer nur den Satz entgegen: „Wer's erlebt, der wird sehen, daß Frankreich doch seine alten Könige wieder haben wird!"

„So wenig als Rom seine alten Könige wieder bekam, als Tarquinius starb," rief Hortense eifrig, „so wenig hat in Frankreich das Geschlecht der alten Könige Aussicht, jemals wieder den Thron zu besteigen."

„Es wird ihn wieder besteigen!" wiederholte die Herzogin noch bestimmter als vorher.

„Also glauben Sie nicht, daß das Kaiserthum Bestand haben wird?" versetzte Hortense unmuthig, „Sie trauen dem Kaiser wenig zu!"

„Ihm, dem Kaiser?" rief die Herzogin, „ihm, dem großen Manne, dem Gewaltigen, ihm traue ich Alles zu. Er kann Alles, was er will, aber er ist doch nur ein Mensch, der morgen sterben kann, oder übermorgen, der aber jedenfalls an irgend einem Tage sterben muß, und er hat keinen Sohn, keinen Erben: was wird dann mit dem Kaiserthum?"

„Nun, ist mein Bruder nicht da? was? oder halten Sie ihn für unfähig zu regiern?"

Hortense blickte scharf spähend in das Gesicht der alten Dame, diese aber fuhr, wohl wissend, daß sie da eine wunde Stelle berühre, kühn und vorsichtig zugleich fort:

„Ihr Herr Bruder ist ein ausgezeichneter Mensch, ich kenne ihn, aber er hat viel zu viel vom alten Edelmann, er wird das Kaiserthum nimmer fortsetzen in der Weise, in der es Napoleon begonnen hat. Jetzt, wo er jung ist, mag ihm das möglich scheinen, lassen Sie ihn älter werden, und er selbst wird es für unmöglich halten. Mit uns Frauen

ist das etwas anderes, wir vermögen es, wenn auch nicht ungestraft," die Dame seufzte, „uns loszureißen von Erinnerungen und Traditionen; den Männern wird das weit schwerer, wenn es Männer von Ehre sind, in gewissen Fällen ist es unmöglich."

Hortense war verlegen, unmuthig blickte sie um sich, aber Caulaincourt kam ihr nicht zu Hülfe, sondern blickte geflissentlich in den Saal. Auch ihn hatten die Worte der alten Dame mehr getroffen, als er sich selbst eingestehen wollte.

„Kaiserliche Hoheit," fuhr die Herzogin fort, „Napoleon hat die Revolution besiegt und sich zum Kaiser gemacht; er konnte das, er hatte gewiß ein Recht dazu, wenn man sich auf seinen Standpunkt stellt; auf demselben hat er auch vielleicht das Recht, sein Kaiserthum auf seinen Sohn zu vererben, denn dieser ist dann doch der Sohn des Mannes, der die Revolution besiegt, Frankreich vom Untergang errettet und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt hat. Wollte er aber die Kaiserkrone auf den Marquis Eugen von Beauharnais vererben, so würden die Nationen erstaunt fragen: was kann der Grund sein? Denn daß die Kaiserin der Franzosen in erster Ehe den Marquis von Beauharnais geheirathet, das hat mit dem Kaiserthum nichts zu thun, gar nichts!"

„Aber wenn nun," rief Hortense, „wenn nun der Kaiser doch Eugen die Krone hinterläßt, meinen Sie, daß er sie nicht tragen könnte?"

Die Herzogin sah die Erregung, in der sich Hortense befand; sie blickte vorsichtig um sich und sprach: „Erlauben Sie mir als Antwort eine Gegenfrage, kaiserliche Hoheit;

warum hat sich der erste Consul nicht zum König, sondern zum Kaiser gemacht?"

„Nun, um gewissen Erinnerungen zu entgehen und gewisse Vergleichungen zu vermeiden!" versetzte Hortense.

„Ich glaube, es waren noch mehrere Gründe da," meinte die Herzogin leise lächelnd, „indessen es ist genug. Meinen Sie, daß gewisse Erinnerungen abzuweisen sind, wenn der Kaiser der Franzosen nicht mehr Napoleon Bonaparte heißt, sondern Eugen von Beauharnais?"

Hortense verstummte, unmuthig und verlegen zerriß sie ihre Manchette.

Die Herzogin beugte sich zu ihr und sagte leise: „Der Kaiser muß einen directen Erben haben, kaiserliche Hoheit, er weiß das so gut wie Andere, deshalb fürchte ich zuweilen für die Kaiserin und Sie; indessen Madame Josephine, wollte sagen die Kaiserin, ist eine kluge Frau."

Es zog ein Lächeln über Hortensen's reizendes Gesicht, dann neigte sie sich an das Ohr der Herzogin und flüsterte: „Das Kaiserthum wird doch Bestand haben, Herzogin, ich werde es erhalten, ich, das Kaiserthum das bin ich."

„Wie? mein Gott! kaiserliche Hoheit!" staunte die Herzogin verwundert.

„Nun," entgegnete Hortense stolz und ernst. „Der Kaiser hat Brüder, ich werde Einem davon meine Hand reichen, der Erbe der Kaiserkrone wird dann ein Bonaparte sein und heißen!"

Die Herzogin sah die Prinzeß staunend an und mißtrauisch zugleich; endlich sprach sie langsam: „Die Brüder des Kaisers sind verheirathet bis auf —"

„Louis Bonaparte,“ ergänzte Hortense.

„Und er ist's, dem Sie ihre Hand reichen wollen?“

„Ich werde es!“

„Es ist zwar kein directer Erbe,“ fuhr die Herzogin sinnend fort, „aber es ist fast eben so gut.“

„Ja, fast eben so gut!“ wiederholte Hortense und nickte mit dem Kopf; ihr Gesicht sah zehn Jahre älter aus in diesem Augenblick. „Was sagen Sie nun, Frau Herzogin?“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll,“ meinte die alte Dame, den Kopf schüttelnd, „Sie sind schon die Tochter einer Kaiserin, Sie wollen die Mutter eines Kaisers werden, ich weiß nichts weiter, als daß Frankreich doch seine alten Könige wieder haben wird.“

„Sie sind unverbesserlich, gute Herzogin,“ lachte Hortense, ihre Heiterkeit wiedergewinnend; „aber Alles bleibt unter uns!“

Sie drückte der Frau von Chevreuse freundlich die Hand und lehnte sich dann leicht auf den Arm des Herrn von Caulaincourt, der hinzugetreten war, um die Tochter seines Herrn zum Wagen zu führen.

Die Damen und Offiziere folgten der Prinzessin.

Am andern morgen kam der Kaiser in Josephinen's Gemächer, gerade als die Kaiserin mit Hortense frühstückte. Napoleon hatte sich auffallend verändert, seit er die Krone aufgesetzt. Er trug seidem das Haar kurz verschnitten, was sein Gesicht voller, runder erscheinen ließ, und statt des blauen goldgestickten Uniform-Frackes der Republik trug er für gewöhnlich die grüne Uniform der Chasseurs der kaiserlichen Garde. Aber alles das würde nicht ausreichen, die Veränderung zu erklären, die man in seinem Aussehen und

Wesen bemerkte. Es hatte eine innere Umwandlung bei ihm stattgefunden, aus dieser ging die äußerlich zum Vorschein gekommene hervor.

Der Blick des Consuls und Generals war sinnend, schweifend, und hatte bei aller Schärfe etwas Scheues, der des Kaisers war scharf blitzend, stechend oft; die Züge des Generals und Consuls waren fast immer nachdenklich, oft trübe und sorgenvoll, um den Mund des Kaisers spielte fast immer ein hochmüthiges Lächeln, das sich leicht in eine gewinnende Freundlichkeit verwandeln konnte; die Stimme Bonaparte's war früher oft polternd, fast immer hart und rauh, jetzt war sie ruhig, wenn auch scharf und bestimmt, nur im höchsten Zorn polternd. Auch die sonst so hastigen Bewegungen hüllten sich in den Schleier ruhiger Würde.

Als er in Josephinen's Gemach trat, sahen ihm beide Damen an, daß er sich geärgert hatte. In frühern Zeiten hätte der Sturm des Zornes gebrauset, jetzt sagte er, der Kaiser, nachdem er die herkömmlichen Grüße empfangen und erwiedert, sich neben seiner Gemahlin niederlassend: „Ich komme hauptsächlich, Sie zu ersuchen, Madame, mit Eugen zu sprechen. Es schickt sich nicht für ihn, den Staatsrath der alten Royalisten und der malcontenten Republikaner zu besuchen, der bei Madame Recamier abgehalten wird. Ein Prinz meines Hauses“ — kein Hohenzoller oder Welfe, kein Habsburg oder Bourbon hätte das mit mehr Stolz gesagt — „gehört nicht dahin. Sie wissen, wie sehr ich Eugen liebe, wie sehr ich seine Talente schätze, ich habe große Pläne mit ihm, aber er kann seine Abstammung von dem Adel Frankreichs nicht verläugnen, immer

und immer wieder kommt unter dem kaiserlichen Prinzen der royalistische Edelmann zum Vorschein!"

Hortense schaute verwundert auf, sie gedachte unwillkürlich dessen, was die Herzogin von Chevreuse ihr in der verflossenen Nacht gesagt. Die Kaiserin, die ihren Sohn entschuldigen wollte, sagte: „Ist das so schlimm? Ich höre, daß Marschall Bernadotte die Frau von Recamier auch besucht!"

Napoleon fuhr nicht auf, obwohl der Zorn in seinen Augen flammte. „Bernadotte," rief er, „ich bitte Sie, lassen Sie diesen Bernadotte; er war nie mein Freund, er ist kein Prinz meines Hauses — mag er zu der Frau gehn, die all diesen Männern die Köpfe verrückt zu haben scheint, General Moreau ging auch dorthin, ich fürchte, daß die Grundsätze, die er dort angenommen, ihn in die Verbannung geführt haben. Sie hätten ihn auf's Schaffot geführt, wenn ich ihm nicht das Leben geschenkt hätte, wie Sie wissen."

Josephine wollte noch etwas sagen, Bonaparte aber schnitt jede weitere Erörterung mit den Worten ab: „Liebe Hortense, bitte, sagen Sie Eugen, daß ich nicht wünsche, wieder zu hören, daß er den Staatsrath in der Abtei zum Walde besucht hat. Der zärtlichen Mutter wird das schwer, aber Sie, liebes Kind, haben eine gar hübsche Art, so etwas zu sagen. Wollen Sie?"

„Ich werde mich des Auftrags Ew. Kaiserlichen Majestät so gut als möglich zu entledigen suchen!" antwortete Hortense ceremoniöse.

Napoleon nickte ihr freundlich zu, er fand Gefallen am Ceremoniell, selbst in seiner nächsten Umgebung. Er hatte

begriffen, daß das „Bürgerliche," was am Hofe Ludwig's XVI. so beliebt gewesen, auch mit der Revolution als Waffe gedient; er hatte überhaupt mehr Neigung, Ludwig XIV. als Ludwig XVI. fortzusetzen.

In dem Augenblicke, als sich der Kaiser entfernen wollte, kam Eugen von Beauharnais. In seinem Aeußern schon war der Gentilhomme von gutem Hause unverkennbar. Mit Wohlgefallen ruhte der Blick Napoleon's einen Moment auf dem schönen, jungen Manne, dann sagte er, freundlich grüßend: „Auf Wiedersehen! Ich bitte Sie, lieber Eugen, hören Sie auf das, was Ihnen diese liebe Hortense sagen wird."

Der Kaiser ging hinaus.

„Hier her, französischer Edelmann!" rief Hortense halb scherzend.

Eugen küßte zärtlich die Hand seiner Mutter.

„Was hast Du mir von Ihm zu sagen, liebe Hortense?" fragte er dann die Schwester.

„Von Ihm? Sie meinen Seine Majestät den Kaiser, Kaiserliche Hoheit?" fragte Hortense mit angenommener Ernsthaftigkeit.

„Ich verstehe Dich nicht!" rief Eugen ungeduldig.

„Der Marquis von Beauharnais, der französische Edelmann soll nicht vergessen, daß er jetzt Kaiserlicher Prinz ist, befiehlt der Kaiser!"

„Ich hoffe nicht," entgegnete Eugen, die Stirn runzelnd, „daß man von dem Kaiserlichen Prinzen Dinge erwartet, die der französische Edelmann nicht thun darf!"

„Und wenn das wäre!"

„So würde ich," antwortete Eugen stolz, „mich erinnern,

daß ich ein französischer Edelmann war, lange bevor ich die Ehre hatte, den Herrn General Bonaparte kennen zu lernen!"

„Mein Sohn, lieber Eugen, ich bitte!" rief Josephine ängstlich.

„Liebe Mutter," beruhigte Eugen, „ich werde bei Allem, was ich thue, zuerst an Sie denken, fürchten Sie nichts!"

Eugen trat zu seiner Schwester.

„Eugen," flüsterte Hortense ihrem Bruder zu, „der Kaiser ist böse, daß Du die Cirkel der Frau von Recamier besuchst, gehe nicht hin, reize ihn nicht; Du bist der Erbe seiner Krone, darum gieb ihm nicht Anlaß, zu sagen, der royalistische Edelmann komme bei Dir hinter dem kaiserlichen Prinzen immer wieder zum Vorschein!"

„So, sagte er das?" entgegnete Eugen fast bitter, „ja, er ist ein Menschenkenner, dieser große Kaiser; aber diese Kaiserkrone wird nicht mein Erbe sein. Früher, als ich noch jünger war, dachte ich wohl auch wie Du, jetzt, besonders seit er wirklich Kaiser ist, weiß ich, daß ich nicht sein Nachfolger werde!"

„Und warum denn nicht?" fragte Hortense hastig.

„Weil es unmöglich ist!" erwiderte Eugen bestimmt.

Zweites Capitel.

Die Wittwe des Gemordeten und ihr Kind.

Bitterlich kalt war's oben auf der „Plätte" — ein eisiger Nordwester sauste über's Thal herüber, schüttelte das alte Bergschloß, daß alle Fenster klirrten und Alles, was nicht niet- und nagelfest darin, und dessen war genug, rasselnd und prasselnd zusammenschlug; dazu stöhnten die alten, hohen Edeltannen hinter dem Cavalierhause auf der Nordseite des Schlosses gewaltig vor dem Druck der Windsbraut, die gleichwohl nicht vermochte, ihre Zweige von dem leichten Eispanzer zu befreien, der sie dicht und fest umschloß und auf der Wetterseite obendrein mit einer dicken Schneelage befroren war.

Sanct Anna auf dem Berge hieß eigentlich das alte Jagdschloß und hatten seinen Namen von einer der heiligen Anna geweihten Kapelle, die früher schon dort stand und jetzt einen Theil der Schloßkirche bildet, die der heiligen Anna und dem heiligen Hubertus gewidmet ist. Im Munde des Volkes erst, dann aber allgemein, hieß das umfangreiche Schloß die „Plätte", weil es auf einem platten, hervorspringenden Theile des Berges, unter dessen Schutze die

kleine Residenz ihre reinlichen, schmucken Häuser aufgestellt hatte, belegen war. Ein solcher Berges-Abhang heißt dort zu Lande eine „Plätte" oder hieß doch so noch bis vor einiger Zeit, denn jetzt sind die Leute auch dort gar zu klug geworden und sagen fein hochdeutsch „plateau."

Die „Plätte" war ein stattliches Gebäude, gleich nach dem dreißigjährigen Kriege neu erbaut von einem wohlwollenden Landesherrn, der die Vortheile einer reichen Heirath seinen Unterthanen zum Segen machte, indem er allen Bauhandwerkern seines Ländchens vollauf Beschäftigung bei diesen und andern Bauten gewährte. Darum heißt in der Chronik Fürst Christian II. Ludwig auch der Erbauliche, und sein hohes Gemahl Catharine Sybille, so den Reichthum in's Land gebracht, die Fruchtreiche, obwohl ihre fast dreißigjährige Ehe mit dem Erbaulichen nicht mit Kindern gesegnet war und das Regiment darum an eine Seitenlinie des fürstlichen Hauses überging nach dem Tode des Erbaulichen.

In dem großen Haupt-Gebäude der Plätte befindet sich die kleine, aber einfach schöne Kirche, in der aber nur Gottesdienst gehalten wird, wenn die rothweiße Fahne vom Thurme weht, das heißt, wenn sich die gnädigste Herrschaft oben aufhält, und in dem Saal vor der Kirche, aus welchem man auf eine Gallerie in die Kirche tritt, von welcher aus die fürstliche Familie dem Gottesdienste ungesehen beiwohnen kann, hängen die Bilder Christian II. Ludwig's, des Erbaulichen, und Catharina Sybilla's, der Fruchtreichen. Haben Beide gar ernsthafte, lange Gesichter, sind nicht schön gewesen, wie man's jetzt so nennt, waren aber gewiß Beide recht tüchtige, recht bedeutende Menschen,

die mit ihren großen, durchdringenden Augen sicher sahen, wo's noth that im Ländchen, die manch' gutes Wort sprachen mit den vollen, gesunden Lippen, und nicht umsonst auch im Conterfey mit „offenen Händen“ zu schauen sind. Unter dem Stahlpanzer des Erbaulichen hat sicher ein mildes Herz geklopft, unter dem Schleier-Krönlein der Fruchtreichen ein heller Geist gelebt. Ein breiter, reich mit Schnitzwerk verzierter Eichenholz-Rahmen umgiebt beide Bilder. Die Inschrift aber besagt, daß Serenissimus der regierende Herr, der Vetter und Nachfolger des Erbaulichen, es also verordnet, „dieweilen und sintemalen des Herrn Vetters und der Frau Muhme Liebden selig sich doch ohnfehlbar wieder zusammengethan in jenem Leben!“ Ist eine hübsche, einfache Inschrift, die dem fürstlichen Erben Ehre macht; auch hat er die Portraits sowohl, als auch die saubere Schnitzarbeit des Rahmens, im Lande verfertigen lassen, das macht ihm und dem Lande zugleich Ehre.

Im Hubertus-Saale, so hieß dieser Saal an der Kirche, sah man noch mancherlei Erinnerungen an das fürstliche Ehepaar, dessen Gedächtniß noch immer in Segen im Ländchen, obwohl es jetzt einer großen Monarchie zugetheilt ist und keine eigenen Souveraine mehr hat. Von Catharina Sybilla sind so viele kunstreiche und kostbare Stickereien noch vorhanden, daß man gewaltigen Respect bekommt vor dem Fleiß dieser hohen Dame.

An den Hubertus-Saal, der im zweiten Stock belegen, während die Kirche sich durch alle drei Stockwerke erhebt und oben in eine kleine Kuppel ausläuft, schließt sich ein schmales Gemach mit einem Erker; das war einst das Closet des Erbaulichen, der seine letzten Lebenstage als

Wittwer auf der Plätte verlebte. Aus dem Erker übersah er seine Hauptstadt und einen bedeutenden Theil seines Landes, aus dem Erker hatte er nicht weit nach der Kirche, wo seine Catharina Sybilla schlief unter dem Altar der heiligen Anna, und wo er selbst einst ruhen wollte neben ihr.

Die drei nächsten Nachfolger des Erbaulichen hatten noch den größten Theil des Jahres auf der „Plätte" residirt, hatten das Schloß gar hoch gehalten und es geschmückt und geziert nach Kräften. Seit sechszig Jahren aber hatten die Landesherren ihre Residenz unten im Stadtschloß genommen, fein und klein bürgerlich gelebt und gewirthschaftet, und nur selten, bei Besuchen hochfürstlicher Verwandtschaft etwa, die Plätte besucht und dort einige Tage, der Jagd wegen, zugebracht.

Der Erbauliche hatte große Capitalien verbaut, mit hochfürstlichem Aufwande gelebt, bedeutende Summen zu der Unterthanen Flor verwendet, die Lasten überall vermindert und doch dem Nachfolger am Fürstenthum einen nicht unbeträchtlichen Schatz hinterlassen. Unter den nächsten Nachfolgern der andern Linie war's so geblieben, sie hatten zwar nicht so viel gebaut und nicht so viel gethan für das Land wie Christian Ludwig, das war aber auch nicht so nothwendig gewesen wie gleich nach dem dreißigjährigen Kriege, aber sie hatten keine Steuern erhöht, keine Schulden gemacht, die fürstliche Würde überall mit höchstem Anstande repräsentirt und doch noch baare Mittel hinterlassen. Das aber änderte sich in sehr trauriger Weise und sehr plötzlich, als Fürst Clemens Wilhelm zur Regierung kam, ein sehr kluger Herr, der vor dem kinderlosen Absterben des Erbprinzen, seines Bruders, keine Aussicht auf die Nachfolge

hatte und darum an des Kaisers Hof und im Reich Dienste genommen. Als Fürst Clemens Wilhelm das Regiment antrat, war er sofort darauf bedacht, seine Lande auf gleichen Fuß zu setzen mit denen seiner Mitstände, der andern Reichsfürsten. Der Erbauliche und seine Nachfolger hatten mit einem Schösser und einigen Voigten und Amtmännern kurz und gut gewirthschaftet, das „Ländle“ regierte sich von selbst viel mehr nach alten Bräuchen und gutem Herkommen, denn nach geschriebenen Gesetzen; sonst galt, was im Reich überhaupt galt, und ging's hier und da ein wenig schwerfällig, so kam nicht allzuviel darauf an, man hatte im Allgemeinen keine Eile und der „Fortschritt“ schwang seinen Treiberstock noch nicht über die Leute. Fürst Clemens Wilhelm aber mochte nicht hinter der Zeit zurückbleiben, er holte so rasch wie möglich ein, was seine beschränkten Vorfahren versäumt, und alsbald hatte das „Ländle“ eine hochfürstliche Rentkammer, eine Landesregierung, eine Justizcanzlei und ein stehendes Heer von zweihundert Mann. Der Erbauliche und seine nächsten Nachfolger hatten fürstlichen Hof gehalten, aber ein Hofmeister und ein Jagdmeister waren die einzigen besoldeten Hofchargen gewesen, und an Hofjunkern, Jagdjunkern und Kammerjunkern hatte man keinen Mangel verspürt, denn fremde und heimische Edelleute schickten ihre jungen Söhne gern an den Hof, dort Sitte und Anstand zu lernen. Ebenso hatten auch die Fürstinnen ihre Hofmeisterinnen gehabt, meist mitgebracht aus der Heimath, vom väterlichen Hofe, und die Hoffräuleins waren Töchter des Landadels, der es als eine Vergünstigung ansah, wenn die gnädige Herrschaft für die weitere Erziehung der Fräulein dadurch sorgte, daß

sie dieselben in ihre nähere Umgebung aufnahm. Das änderte sich nun bald, und als Fürst Clemens Wilhelm versammelt ward zu seinen Vätern, da hatte er seinen Hof und sein Land auf ganz gleichen Fuß gesetzt mit den Höfen und Ländern der andern Reichsfürsten, überall wimmelte es von Hof- und Civilbeamten, aber die Auflagen waren vermehrt und das fürstliche Hausgut war mit einer sehr beträchtlichen Schuldenlast beladen. Die Nachfolger Clemens Wilhelm's, ebenfalls wohlwollende und auch begabte Herren, die sogar den Commerz des Landes beträchtlich zu heben verstanden, fuhren im selben Sinne fort und obwohl sie keine Verschwender waren, ja zuweilen eine kleinbürgerliche Knauserei an die Stelle des Aufwandes setzten, der Fürsten geziemt, so wurden doch die Abgaben immer größer und drückender und die Schuldenlast wuchs von Tage zu Tage. Die Beamtenschaft hatte sich ins Ungeheuerliche vermehrt, das Land seufzte unter Abgaben, das fürstliche Hausvermögen schwand zusammen, die Fürsten selbst rangen in finanziellen Bedrängnissen, nur um die Beamtenschaft zu ernähren, die mit ertödtendem Alpdruck auf ihnen lag und bei kärglicher, oft unregelmäßig gezahlter Besoldung selbst darbend, das Vermögen des Landes und den Schweiß des Volkes, so wie die eigene Kraft, im eigentlichen Sinne des Wortes in Papier, Federn, Dinte und Streusand verzettelte, verschmierte, vergoß und verstreute. Fürst Clemens Wenzel, ein edler, wackrer Herr, fand, als er im Jahre 1790 die Regierung antrat, eine traurige Erbschaft vor; alle seine Versuche zur Rettung scheiterten an den eingewurzelten Verhältnissen; er bestrebte sich, die Uebelstände, die er nicht zu hindern vermochte, nach Möglichkeit zu lindern; er brachte

dem Wohle seines Landes seine Lieblingswünsche zum Opfer, er blieb unvermählt, um die Kosten eines Hofhalts in die Landeskasse fließen zu lassen, er lebte geringer noch wie mancher Edelmann, und dennoch mehrten sich die Landesschulden von Tage zu Tage.

Das war ein trauriges, freudenloses Fürstenleben, und Clemens Wenzel konnte sich nicht einmal mit einem Blick in die Zukunft trösten, denn das Land und Erbe seiner Väter, an dem er mit voller Liebe hing, das fiel im Fall seines unbeerbten Absterbens an ein etwas größeres Nachbarland, in welchem sich alle die Uebelstände, über die er klagte, in etwas größerem Maßstabe vorfanden.

Der arme, rathlose Fürst ging traurig auf und nieder in dem vorhin beschriebenen Closet Christian Ludwig des Erbaulichen neben dem Hubertussaale; bei der grimmigen Kälte und dem Wintersturm draußen war es ungemüthlich kalt in dem Raume, obwohl die brennenden Reisbündel und Scheithölzer in dem großen Kamin rasselten und prasselten in lichter Flamme, denn er, der Fürst, war erst vor einer Stunde angekommen auf der „Plätte", unangemeldet, unerwartet, zum Schrecken des Kastellans, der bei des Fürsten Vater Kammerdiener gewesen.

Der gute Herr hatte seine Residenz so eilig verlassen, um nicht den Offizieren eines durchmarschirenden kaiserlichen Regimentes Honneurs machen zu müssen, die für ihn sehr kostspielig, aber nicht zu umgehen waren, wenn er in der Stadt blieb.

War er nicht zugegen, so ließ sich Alles weit billiger ordnen, deshalb war auch bei seiner Ankunft auf der Plätte sein erster Befehl an den Kastellan, die Fahne nicht aus-

zustecken auf dem hochragenden Schloßthurm, durch welche die Anwesenheit der Herrschaft sonst der Umgegend angezeigt wurde.

In trübe Gedanken versunken ging Fürst Clemens Wenzel auf und ab in dem Closet des Erbaulichen, zuweilen nur blieb er an dem Kamin stehen und streckte seine Hände aus gegen die Gluth, um sich zu wärmen. Er war ein schlanker Herr in einem schlichten dunkelgrauen Rock, der mit Pelz besetzt; er machte keine üble Figur selbst in den schweren Pelzstiefeln, die bis über's Knie heraufgezogen waren; aber sein Gesicht war vergrämt, sein großes blaues Auge verblaßt und unruhig, sein dunkelbraunes leichtgelocktes Haar umgab nur dünn noch seine kahle Stirn.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit den sich täglich mehrenden Symptomen der Unzufriedenheit und der Widersetzlichkeit im Lande.

„Scharfe Edicte, harte Maßregeln!“ rief er endlich voll schmerzlichster Bewegung, „damit sind der Herr Kanzler und die hochwohlweisen Herren Räthe gleich bei der Hand; aber ich selbst, ich auch gehöre zu den Unzufriedenen, ich bin der Lasten und der Quälerei eben so müde, wie meine Unterthanen. Die Klagen der armen Leute sind begründet, Gott erbarme sich deiner, du armes Land, und meiner dazu, ich kann dir nicht helfen! Das Beamtenheer ist's, das uns beiden, dem Lande und mir, das Blut aussaugt, und doch leiden Fürst, Bauer und Bürger geduldig, und es sind wieder nur die Beamten, die der Unzufriedenheit Worte geben, die Widersetzlichkeit hervorrufen und groß ziehen, Keiner von allen diesen Schreibern ist zufrieden. Jeder will mehr werden, mehr haben, und Jeder geberdet sich,

als wäre er schon, als hätte er schon Alles, was er sich einbildet und wünscht. Ablohnen, verabschieden, fortschicken, ja, das ist leicht gesagt, aber das hängt an einander wie Kletten, und selbst wenn das nicht wäre, habe ich ein Recht, ein paar hundert Familien brodlos zu machen, die auf meine oder meiner Vorgänger fürstliche Unterschrift angestellt sind? Ich komme nicht heraus aus dem Zirkel! Unvermerkt, nach und nach die Beamtenzahl vermindern, schrieb mir neulich ein gelehrter Herr, den ich um Rath bat; wie gut sich das schreiben läßt! aber was mache ich mit den zahllosen Anwartschaften? und was hilft's, die Stuben zu scheuern, wenn das Haus bereits brennt!"

Es trat eine Thräne in das Auge des Fürsten, die er vergeblich zurückzuhalten suchte, er stand in dem Erker, aus dem der Erbauliche so oft herabgesehen auf ein glückliches Land; der Letzte von dem Hause des Erbaulichen weinte über einem Lande, dem er nicht zu helfen vermochte.

Er blickte durch die Scheiben, die im Wintersturm klirrten, hinab auf seine Stadt und über die Stadt auf sein Land.

Gott erbarme sich!

Der Fürst hatte den Kastellan nicht bemerkt, der mit dem leisen geräuschlosen Wesen eines alten, wohlgeschulten Kammerdieners eingetreten war und respectvoll an der Thür stand.

Erst als Clemens Wenzel sich umdrehte und die zwei Stufen aus dem Erker herabtrat, ersah er den Getreuen, der sich verbeugte und auf den fragenden Blick seines Herrn antwortete: „Der Herr Herzog bittet Eurer Durchlaucht aufwarten zu dürfen!"

„Gehen Sie hinauf, Orthmann,“ entgegnete der Fürst, „melden Sie mich an, ich folge Ihnen auf dem Fuße, denn ich kann den alten Herrn nicht hier empfangen!“

Der Kastellan entfernte sich, der Fürst aber setzte seinen Hut mit der kleinen rothweißen Feder auf und folgte seinem Diener. Es war ihm ein wohlthuendes Gefühl, daß er doch noch im Stande sei, gegen einen Fremden Gastfreundschaft zu üben. Denn seit einigen Jahren schon bewohnte ein emigrirter Franzose, der Herzog von Rohan-Rochefort, weitläuftig verwandt mit dem fürstlichen Hause, einen Theil des Schlosses auf der „Plätte“. In Gesellschaft seines Almoseniers, einiger Edelleute und weniger Diener lebte der greise Herzog still und zurückgezogen. Er trug mit Würde das Exil.

Er gehörte nicht zu den leider nur zu zahlreichen Emigranten, welche die Würde des Unglücks durch Laster und Leichtsinn, Bosheit und hochmüthigen Undank geschändet und dadurch dem Emigrantenadel einen Flecken angehängt haben, welcher der Sache des Königsthums selbst unendlich geschadet hat und ihr schadet bis auf den heutigen Tag.

Ergebenen Dienern des Hauses Rohan war es gelungen, einen bedeutenden Theil des großen Vermögens zu retten, und seit der Herzog von der Emigrantenliste gestrichen war, befand er sich im Besitz bedeutender Einkünfte. Sein Verkehr mit dem Fürsten, dem er nie lästig geworden, weder durch Klagen, noch durch Anforderungen, war sehr spärlich aber immer sehr freundlich gewesen.

Der Rohan war ein wilder, abenteuerlicher Herr gewesen in früheren Jahren; das furchtbare Schicksal, was über sein Vaterland gekommen, die Revolution, die ihm so

viele Verwandte und Freunde genommen, das Exil, hatten ihn ernst gemacht, ohne ihn zu verbittern, und er fühlte eine innige Zuneigung für den Fürsten, dessen traurige Lage er bald durchschaut hatte.

Als der Fürst in das mit Geschmack und Luxus ausgestattete Gemach des Herzogs trat, das behaglich erwärmt war, dachte er unwillkürlich an das eisigkalte Closet seines Ahnherrn, aus dem er so eben kam, und Bitterkeit wollte ihn anwandeln, aber der alte Herr kam ihm mit so freundlichem Gesicht entgegen und sagte so herzlich: „Sie glauben nicht, mein Cousin, wie sehr ich mich freue, Sie zu sehen, seit dem Herbst vorigen Jahres hatte ich das Glück nicht!“

„Sie sind sehr gütig, mein Oheim!“ antwortete der Fürst gerührt vom dem wirklichen Wohlwollen, das aus den Worten des greisen Edelmanns ihm so klar entgegentrat.

„Land und Leute!“ begann der Herzog wieder, den Fürsten zum Sitzen nöthigend und sich neben ihm niederlassend, „erfordern die ganze Kraft eines Mannes in diesen schweren Zeiten!“

„Sie erfordern mehr, mein Oheim!“ erwiederte der Fürst und sah ernst in das feine, weiße Gesicht des alten Edelmanns, der in einer altmodischen aber reichen Gallakleidung mit weißgepudertem Kopf, glatt und sauber der ganze Mann, neben ihm saß.

„Sie haben Recht, mein Vetter,“ sagte der Herzog lebhaft, und seine dunkeln Augen blitzten, „aber mit dem Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht kann man dem Unvermeidlichen immer getrost entgegen gehen; das Chaos beginnt bereits sich zu lichten, Sie werden noch heitere, schöne Tage sehen, mein theurer Cousin!“

Der Herzog sagte das mit dem ruhigen Tone einer so festen Ueberzeugung, daß es auf den gequälten Reichsfürsten einen tiefen Eindruck machte.

„Ich war eben im Begriff, Ew. Durchtlaucht mit einem Briefe zu behelligen,“ fuhr der Herzog, dem Gespräch eine audere Wendung gebend, fort, „als ich von der angenehmen Botschaft Ihrer Ankunft im Schloß auf's freudigste überrascht wurde; ich darf nun wohl mündlich meine Bitte anbringen und Sie ersuchen, Ihre Großmuth auch auf die Tochter meines armen Bruders, Ihre Cousine Charlotte, auszudehnen, ich meine, der Prinzessin zu gestatten, hier meine Wohnung zu theilen?“

„Es bedarf das wohl keiner Frage, mein Oheim,“ antwortete der Fürst freundlich, „Sie wissen selbst, wie wenig es ist, was ich zu bieten vermag, es ist sehr wenig, aber ich biete es mit aufrichtigem Herzen!“

„Im Vertrauen darauf ist die Prinzessin hierher gekommen, sie traf in letzter Nacht im Schlosse ein. Ich habe die arme Frau sehr verändert gefunden,“ sagte der Herzog leiser und trauriger als er bisher gesprochen, „freilich ist das nicht zu verwundern, wenn man das furchtbare Schicksal erwägt, was diese liebe Charlotte betroffen.“

Fürst Clemens Wenzel sah den französischen Herrn fragend an, dieser nahm sich alsbald zusammen.

„Sie wissen wahrscheinlich nicht, mein Vetter, über welches Schicksal ich die Prinzeß Charlotte beklage. Die Familie — und wir vom Hause Rohan legen den höchsten Werth darauf, daß wir die Ehre haben, Ew. Durchlaucht dazu rechnen zu dürfen, — die Familie sollte es wissen, daß die Prinzeß Charlotte, meines Bruders Tochter, in

zwar heimlicher aber legitimer Ehe verbunden war mit ihrem Vetter Heinrich von Bourbon-Condé, dem im vorigen Jahre von Bonaparte schmachvoll ermordeten Herzog von Enghien."

„Oh, die arme Frau!" rief Fürst Clemens Wenzel mit herzlicher Theilnahme.

„Und Sie kennen erst einen Theil des Unglücks, welches die arme Charlotte betroffen," setzte der Rohan, sein weißes Haupt traurig wiegend, hinzu. „Die Gemahlin des Herzogs von Enghien war die Mutter eines reizenden, geliebten Kindes, das sie in ihrer Nähe, obwohl nur geheim und verstohlen, erziehen ließ. Sie hat nicht nur den Gemahl, sondern auch das Kind verloren."

Der Herzog sagte das mit so empörtem Ausdruck, daß der Fürst erschrocken ausrief: „Wie! verstehe ich recht? Man wird doch nicht das Kind wie den Vater gemordet haben?"

„Ach nein, Durchlaucht," antwortete der Rohan, „wenigstens fürchte ich das nicht, aber man hat der Wittwe des gemordeten Herzogs ihr Kind gestohlen — am Morgen nach der Verhaftung des Herzogs in Ettenheim war dessen Tochter, ein Mädchen von etwa eilf Jahren, das man seiner Schönheit wegen nur das schöne Kind von Ettenheim nannte, von dort verschwunden. Die Wittwe des Gemordeten sucht ihr Kind seit Jahresfrist schon, sie vermag es nicht zu finden, ja, sie hat auch noch nicht einmal eine Spur zu entdecken vermocht."

„Arme, arme Mutter!" seufzte der Fürst.

Da öffnete sich die Thür, und die arme Mutter trat ein, die Wittwe des gemordeten Condé, die Prinzeß Charlotte von Rohan und Rochefort.

Wir haben die Dame gesehen auf dem Jagdschlößlein Monchoix im Schwarzwalde an dem Tage, da sie den Herzog von Enghien, ihren ritterlichen, theuern Herrn, zum letzten Male an ihr Herz gedrückt; sie scheint unverändert zu sein, trotz des herben Weh's, das seitdem ihr Herz getroffen. Sie ist noch ganz die weiße, strahlenäugige Frau, die dem letzten Condé den letzten Gruß zuwinkte aus dem Fenster von Monchoix. Die Trauergewande, das schwarze Häubchen und der lange Schleier der Wittwe kleiden die majestätische, hohe Frau besser als jede andere Tracht.

Mit niedergeschlagenen Augen nähert sich Charlotte von Rohan dem Fürsten; erst als sie vor ihm steht, schlägt sie die Augen auf und läßt ihren Blick voll und ganz ruhen eine Weile auf den vergrämten Zügen des gequälten Landesherrn. Dem wird, wie der Blume wird im Sonnenstrahl, er giebt sich keine Rechenschaft darüber, er denkt nicht nach, er fühlt nur, daß ihm warm im Herzen wird bei diesem Blick, und daß seine Seele durchzuckt wird von einem Etwas, das der Hoffnung, der Zuversicht verwandt und ähnlich.

„Sie sind mir willkommen unter dem Dache meiner Väter, Frau Herzogin!“ sagte der Fürst feierlich und herzlich zugleich.

Die Prinzeß warf bei der Anrede Herzogin den fragenden Blick auf ihren Oheim, der aber sagte, während die Dame die Hand des Fürsten ergriff und ihm nach französischer Hofsitte die Wange zum Kuß bot: „Sie wissen, mein Kind, daß wir die Ehre haben, Se. Durchlaucht zu unsern Verwandten zu rechnen; ich habe das Geheimniß mitgetheilt!“

„Umarmen Sie mich, mein Vetter," rief Charlotte lebhaft. „Verzeihen Sie, daß eine Frau, die nun schon so lange im Elend irrt, nicht gleich daran dachte, daß ihr Haus mit deutschen Reichsfürsten verwandt. Ich muß Ihnen danken für so Vieles, was Sie schon für uns gethan, und muß Sie bitten, Ihr Wohlwollen, das Sie für unser ganzes Haus hegen, auch auf meine Person auszudehnen, ich bin vielleicht die, welche desselben am bedürftigsten ist."

Der alte Herzog ließ den Fürsten die Prinzessin zum Sessel führen, ja, er entfernte sich, indem er an der Thür einem Diener einige Aufträge ertheilte; geflissentlich, jedoch ohne die Aufmerksamkeit des Fürsten oder der Prinzessin zu erregen, ließ er die Beiden so lange allein als möglich. Der kluge alte Herr hatte den Eindruck wohl bemerkt, den die Schönheit seiner Nichte auf den Reichsfürsten machte, er mochte denselben durch nichts stören, denn seit er den Tod des Herzogs von Enghien erfahren, war es sein geheimer Plan, den verwandten Reichsfürsten, den er liebte und schätzte, mit der Wittwe des letzten Condé zu vermählen, dem Fürsten und seinem Ländchen durch das große Vermögen, über das seine Nichte sowohl selbstständig, als auch er zu ihrem Gunsten verfügen konnte, aufzuhelfen, sich selbst aber und den andern Gliedern des Hauses Rohan eine neue Heimath in Deutschland zu gründen.

Der Rohan beurtheilte den Fürsten Clemens Wenzel ganz richtig, wenn er es zum Gelingen seines Planes für nothwendig hielt, denselben nach Möglichkeit zu verbergen, denn allerdings würde der deutsche Reichsfürst sich sofort verletzt gefühlt und sich stolz und scheu zurückgezogen haben, wenn er auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte, daß

sein französischer Oheim daran denke, ihm in seinen Geldnöthen durch die reiche Mitgift der Prinzeß Charlotte zu Hülfe zu kommen.

Als die Diener des Herzogs den gedeckten Tisch in's Zimmer rollten, da war Fürst Clemens Wenzel dem Zauber der fürstlichen Wittwe schon so weit erlegen, daß er ohne Weiteres auf die erste Bitte des Herzogs von Rohan die Prinzeß zur Tafel führte und sein eifriges Gespräch mit ihr fortsetzte, in demselben nie unterbrochen, nie gestört, nie belästigt durch die Zwischenreden des alten Grandseigneurs, sondern stets aufgemuntert, gefördert, ermuthigt durch dieselben. Der Reichsfürst, der so lange ein einsames, freudenloses, trauriges Leben geführt, gab sich seit langen Jahren zum ersten Male wieder jener ernsten, gemessenen, aber innigen Fröhlichkeit hin, die so recht in seinem wackern, wohlwollenden Wesen begründet war, und Charlotte von Rohan fand so manche Aehnlichkeit zwischen dem verlorenen Gemahl und dem fürstlichen Vetter, daß sie halb gerührt sich immer mehr angezogen fühlte von ihm.

Während der Fürst also im Seitenflügel mit seinen französischen Verwandten speiste, hatte der alte Kastellan Orthmann im Closet des Erbaulichen so viel irgend möglich war, für Wärme und Behaglichkeit gesorgt, er hatte zur gewohnten Stunde den kleinen Tisch gerüstet, an welchem Fürst Clemens Wenzel sein einfaches Mahl einsam einzunehmen pflegte und dann mit der unverwüstlichen Geduld eines geborenen Herrendieners der Rückkehr des Durchlauchtigsten und seines Befehls zum Auftragen der Platten geharrt. Daß dieses Alles geschehen sei und daß der Kastellan harren werde, das fiel nicht dem Fürsten, wohl aber dem

Herzoge von Rohan ein, und sofort sandte er seinen Kammerdiener hinüber, um dem Kastellan anzeigen zu lassen, daß Se. Durchlaucht nicht bei sich speisen werde.

Der französische Kammerdiener fand Herrn Orthmann auf dem kleinen Sessel neben dem Ofen im Vorzimmer, das war der Platz, den er kaum zu verlassen pflegte, wenn der Herr auf der Plätte anwesend. Mit großer Würde empfing der Kastellan die Meldung des Franzosen, die mit wirklicher Hochachtung ausgerichtet wurde, denn Monsieur Orthmann hatte es verstanden, sich in einen solchen Respekt bei den französischen Gästen seines Herrn zu setzen, daß nicht leicht Jemand, selbst von den Edelleuten Keiner, es wagte, die Achtung aus den Augen zu verlieren, die er einem Kastellan zollen mußte, der die Gefälligkeit selbst war, der unermüdlich thätig für die Bequemlichkeit der Gäste seines Herrn sorgte, der aber bei vorkommender Gelegenheit eben so bescheiden als fest erklärte, daß er der Hausherr auf der Plätte sei im Namen und Auftrag fürstlicher Herrschaft und daß er über die Grenzen seiner Instruction hinaus nichts leiden dürfe und werde, die Herren möchten bedenken, daß er alsdann nicht Monsieur Orthmann, sondern der Stellvertreter Serenissimi sei.

Das aber hatte der Kastellan nicht nur gesagt, sondern auch darnach gethan, und die französische Leichtfertigkeit, der gallische Uebermuth hatte nach ein Paar Proben gefunden, daß es nicht allzu räthlich sei, weiter mit dem „höflichen Bären“, diesen Spottnamen hatten sie dem Kastellan gegeben, anzubinden, zumal da der Herzog von Rohan selbst bei jeder Gelegenheit seine Achtung vor Monsieur Orthmann an den Tag zu legen sich bestrebte.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre freundliche Mittheilung!“ antwortete der Kastellan dem französischen Kammerdiener.

„Bitte tausend Mal um Entschuldigung,“ entgegnete er rasch, „nicht ich, Monseigneur, der Herr Herzog selbst haben mir die Bestellung für Sie gegeben.“

„Der Herr Herzog ist sehr gütig,“ sagte der Kastellan, doch ein wenig geschmeichelt, „ich werde nicht verfehlen, Sr. Gnaden dafür meinen Dank zu Füßen zu legen!“

Obwohl das Haus Rohan in Frankreich den Titel Durchlaucht hatte, eigentlich den noch höhern Altesse, Hoheit, so war der Kastellan auf der Plätte doch nie dazu zu bringen, den Herzog von Rohan Durchlaucht zu nennen. Er war in frühern Jahren mit seinem seligen Herrn in England gereist, er hatte die englischen Herzöge „Se. Gnaden“ nennen hören, er hatte den Unterschied zwischen deutschen Reichsfürsten und dem hohen Adel anderer Länder erkannt, und seitdem gab der Kastellan auf der Plätte mit vollkommnem Recht nur deutschen Fürsten den Titel Durchlaucht, Altesse Serenissime, alle fremden Fürsten und Herzoge nannte er nur Gnaden und Monseigneur.

Erst als der Kastellan sich genau davon überzeugt hatte, daß der Franzose gegangen, seufzte er tief und schwer, sein Gesicht zeigte sich wahrhaft kummervoll, und mit gepreßter Stimme ächzte er: „Ach Gott erbarme dich über den Herrn und das ganze Haus! ist es so weit nun gekommen mit uns, daß ein Enkel Christian des Erbaulichen in St. Annenschloß auf der hohen Plätte zu Gast geht an einen fremden Tisch?“

Der Diener war tief erschüttert, er hatte wohl lange

schon geahnt und auch gewußt, daß es bergab gehe mit dem hohen Hause, aber er hatte sich gesträubt gegen diese Ansicht, und sie hartnäckig von sich gewiesen, so oft sie sich ihm auch aufdrängen wollte; jetzt aber bei diesem kleinen Vorfall, der allerdings ein Verstoß gegen den altfürstlichen Hausbrauch war und den Kastellan zu jeder Zeit unangenehm berührt haben würde, kam die Ueberzeugung über ihn mit solcher Macht, daß sie ihm Thränen erpreßte. Aber auch er hatte sofort den richtigen Grund des Vorfalls gefunden: „Die vielen Räthe und Secretairs haben hochfürstliches Haus auf ihrem Gewissen," zürnte er, „wenn das ein Gewissen hätte!" setzte er dann ingrimmig hinzu und schluckte seine Thräne nieder.

Während der alte Kastellan droben auf der hohen Plätte weinte und zürnte über des fürstlichen Hauses Verfall, ging's drunten in dem Residenzstädtlein munt'rer und auch lustiger zu, als sonst der Fall. Der Oberst eines Kaiserlichen Regimentes hatte mit seinem Stabe und einem Theil seiner Leute für die Nacht Quartier genommen und konnte mit dem Empfang, den er gefunden, wohl zufrieden sein. Denn der Kanzler hatte ihn durch einen fürstlichen Offizier einladen lassen, mit seinem Adjutanten im Palais abzutreten und ihm dort im Namen Serenissimi, des abwesenden Fürsten, die Honneurs gemacht.

In allen Schänken und Wirthshäusern ging's bunt und lustig zu, denn die Kaiserlichen Soldaten wußten ihren Schoppen zu trinken und kamen mit frischen Mutterkreuzern aus der Heimath, böhmische Volks- und Soldatenlieder klangen in ihrem eigenthümlich klagenden Tonfall in den bitterkalten Winterfrost hinaus.

Die Kaiserlichen Offiziere waren zum Thee bei dem Kanzler, einem würdigen Diener seines Fürsten, der seine Ersparnisse d'ran setzte, des Kaisers Offiziere zu bewirthen, da sein Fürst das nicht vermocht hatte, damit die Herren nur nicht im Reich erzählen sollten, sie seien übel empfangen worden in den „diesseitigen Landen“, wie sich der gelehrte Herr auszudrücken beliebte.

Die Beamten und Bürger aber suchten die öffentlichen Orte auf, um die Böhmaken singen zu hören und sich zu laben an dem Anblick der fremden Gesichter, eine wirkliche Erquickung in dem langen Einerlei kleinstädtischen Lebens.

In allen Häusern sprach man von dem Kaiserlichen Kriegsvolk und erschöpfte sich in Muthmaßungen über den Marsch desselben mitten im Winter.

Welch' ein weites und fruchtbares Feld für die politische Kannegießerei!

Nur in einem Hause sprach man gar nicht von den Kaiserlichen und bekümmerte sich scheinbar auch gar nicht um sie, obwohl das Haus an der Ecke der Fürstenstraße auf dem Markte lag, gerade gegenüber dem vornehmsten Gasthaus zum schwarzen Löwen, also nach dem Wappenthier des fürstlichen Hauses genannt, wo doch den ganzen Nachmittag schon der regste Verkehr geherrscht hatte.

In dem untern Geschoß dieses Hauses wohnte eine wohlhabende aber hochbetagte Beamtenwittwe mit ihrer alten Magd, und in dem obern Stockwerk hatte sich schon im Herbst eine fremde Herrschaft eingemiethet, die ganz für sich lebte und mit Niemand im Städtchen Umgang pflegte. Niemand kannte den fremden Herrn, der zwei Damen und einen Diener bei sich hatte. Er war seit Monaten der

Gegenstand der heftigsten Neugier des Städtchens, ohne daß es dem vereinigten Scharfsinn der ehrlichen Leute gelungen wäre, auch nur einen Zipfel des Schleiers zu lüften, mit dem sich der Fremde geheimnißvoll umgab. Es mußte ein vornehmer Herr sein, denn gleich nach seiner Ankunft hatte er dem Herrn Kanzler einen Besuch gemacht, und darauf war ein Befehl ergangen, denselben ohne weitere Nachfrage unbelästigt bleiben zu lassen, so lange es demselben beliebe. Das hatte natürlich die allgemeine Neugier weder befriedigt, noch beschwichtigt, sondern im Gegentheil gereizt, aber umsonst war das allgemeine Bemühen, etwas Mehreres über ihn in Erfahrung zu bringen. Der fremde Herr lebte ganz einsam und fast nur in den Hinterzimmern der von ihm gemietheten Wohnung; zuweilen fuhr er aus, dann befahl er den Wagen und die Pferde des Wirths im schwarzen Löwen und bezahlte reichlich. Aber sein eigener Diener, ein verdrießlich aussehender, stattlicher Mensch, fuhr ihn, und die Damen waren stets dicht verschleiert. Der Herr selbst war groß und stark, seine Mienen kalt und vornehm, doch war er herablassend freundlich mit Allen die in Berührung mit ihm kamen.

Es war ein großes, wohldurchwärmtes und behaglich eingerichtetes Gemach, dessen verhangene Fenster nach dem Hof gingen, in dem Eckhause am Markt, wo wir den Mann finden, der, nun seit Wochen der Gegenstand der Neugierde der kleinen Residenz, nur heute durch die Ankunft der kaiserlichen Truppen in den Gesprächen der Leute von seinem gewohnten Platze verdrängt ist.

Wir erkennen in dem stattlichen Herrn, der dort am Tisch sitzt und mit etwas eintöniger, aber angenehm klin-

gender Stimme italienische Verse vorlies't, leicht den Grafen Vavel de Versay, den vornehmen Holländer wieder, dem der Herzog von Enghien in der Nacht, in der er verrathen, gefangen und nach Frankreich zum Tode geschleppt wurde, seine Tochter übergab zu Schutz und Schirm, zu Erziehung und Pflege. Bis jetzt hat der Graf das ihm anvertraute Pfand treu und wohl bewahrt, denn ihm gegenüber sitzt Louise von Bourbon-Rohan, die mit den herrlichen Augen ihres Vaters, sichtlich tief ergriffen von dem Inhalt dessen, was der Graf vorlies't, auf den Vorleser blickt und die kleinen, schmalen Hände unter der Brust gefaltet hält.

Das schöne Kind, welches wir zu Ettenheim noch spielen sahen mit den Buben des Marquis von Thumery, hat sich im Lauf des letzten Jahres rasch entwickelt, und obwohl es in allen seinen Bewegungen, in seiner ganzen Erscheinung noch völlig Kind ist, so deuten doch mancherlei Zeichen auf das baldige Eintreten desselben in das Jungfrauenalter. Louise von Bourbon-Rohan zeigt nichts von alledem, was an den meisten Mädchen auf dieser Uebergangsstufe unangenehm in die Augen zu fallen pflegt.

Auch die schöne, stille, bleiche Frau, die dort in dem Lehnstuhl liegt, haben wir schon in Ettenheim gesehen. Madame Angès ist noch stiller geworden, als sie damals schon war, ihr Antlitz noch bleicher, der Tod hat seine Signatur auf dieses Gesicht geschrieben; aber so zart, bei aller Bestimmtheit, daß er es damit noch verschönt zu haben scheint.

Drüben im Schloß auf der hohen Plätte die Wittwe, unten in der Residenz die Tochter des gemordeten Herzogs.

Sie sind sich Beide so nahe, ja, sie waren sich selten so nahe und doch sind sie sich so fern, denn es ist keine Hand da, welche eine Brücke baut von der Mutter zur Tochter. —

Die Tochter sehnt sich auch nicht nach der Mutter, sie hat nur noch eine dunkle Erinnerung von der stolzen, weißen Frau, die sie so selten und auf so kurze Augenblicke gesehen im Leben, von der sie auch gar nicht wußte, daß es ihre Mutter war; sie hatte keine Ahnung davon, daß diese Augen voll dunkler Gluth so oft thränenfeucht auf ihr geruht, während sie schlief; viel genauer, viel deutlicher stand das Bild des Vaters noch vor ihrer jungen Seele, der ritterliche Herr mit dem freundlich-milden Blick, der so manches Mal unvermuthet an ihr Bettchen getreten, sie aus den Kissen genommen und jubelnd zu sich emporgehoben hatte; der sie küßte und herzte, ihr hundert süße Schmeichelnamen gab und ihr blanke Goldstücke in den Schooß streute, ihr Ringlein an die Finger steckte und ihren weißen Hals mit goldenen Ketten schmückte. Louise wußte, daß das ihr Vater gewesen; Niemand hatte es dem Kinde gesagt, aber Louise wußte es. In kleine, zierliche Börsen von grüner Seide eingenäht, bewahrte sie wie Heiligthümer all die blanken Goldstücke auf, die er ihr gegeben, und jeden Morgen, wenn sie ihre Ringlein und Ketten anlegte, gedachte sie des Vaters und hoffte von Tage zu Tage, ihn wieder zu sehen.

Sie allein hatte nichts vernommen von dem Morde, der im Graben von Vincennes vollzogen worden, und hätte sie auch davon gehört, schwerlich würde sie geahnt

haben, daß jener Herzog von Enghien der Vater sei, auf dessen Rückkehr sie täglich hoffte.

Sie führte den Namen des Grafen Vavel de Versay; sie nannte den holländischen Edelmann: Oheim; sie glaubte ihm wirklich verwandt zu sein und hatte eine kindliche Verehrung für den ernsten Mann, der nur mit ihr, mit ihr allein offen und herzlich war, der mit unermüdlichem Eifer sich bestrebte, ihren Geist zu bilden, ihr den Genuß zu bereiten, den Poesie, Wissenschaft und Künste gewähren können, der täglich darauf bedacht ward, sie angenehm zu überraschen, und in dem reichen Schatze seines Wissens stets die Mittel dazu fand.

Regte sich mädchenhafte Neugier in ihr, fragte sie nach Vater und Mutter, forschte sie nach Herkommen und Geschlecht, so antwortete der Graf ernst: „Mein theures Kind, bald werden Sie wissen, was ich Ihnen jetzt noch verbergen muß, fragen Sie mich nicht, denn es thut mir wehe, daß ich Ihnen nicht antworten kann!"

Das gefiel dem verständigen Kinde immer noch besser, als der Thränenstrom, mit dem ihre Pflegerin, die schöne, kranke Madame Angès, alle solche Fragen zu beantworten pflegte.

Der Graf hatte seine Vorlesung beendet und legte das Buch nieder. Er wollte eben, wie das seine Gewohnheit war, mit seiner Zuhörerin über das Gelesene sprechen, denn er hatte die schöne Gabe, in der Unterhaltung zu belehren, da vernahm er den leisen Ton der Klingel auf dem Hausgange, welcher ihm andeutete, daß der Diener zurückgekehrt war, welcher um diese Stunde die Briefe und Zeitungen für ihn von der Post abzuholen pflegte. Er

nahm das Buch wieder, reichte es Louise und sagte freundlich: „Sie entschuldigen mich wohl einen Augenblick, liebes Kind, lesen Sie einige Seiten weiter!"

„Bitte, gehen Sie, mein Oheim," entgegnete Louise lächelnd, „die Zeitungen dürfen nicht warten, aber weiter lesen werde ich nicht, ich fühle die schönsten Verse nicht, wenn ich sie nur lese und nicht auch höre, aber selbst mittelmäßige Verse hören sich gut an aus Ihrem Munde!"

„Liebe Schmeichlerin!" sagte der Graf mit weichem Tone, sich mit leichter Verneigung entfernend.

In einem Nebenzimmer fand er seinen Diener, der ihm einige Briefe und Zeitungen auf einem Teller überreichte. Der Graf nahm die Zeitungen mit einer Bewegung, die verrieth, daß er sich vor seinem Diener mächtig Zwang anthat, um nicht gar zu begierig auf den Inhalt derselben zu erscheinen.

Da der Diener aber stehen blieb und sich nicht entfernte, so fragte er in einem Tone, aus dem Ungeduld und Heftigkeit hervorklangen: „Haben Sie mir etwas von Bedeutung zu sagen, Philipp?"

Der Diener verneigte sich.

„Sie mögen reden!" sagte der Graf aufmerksam werdend.

Der Diener trat einen Schritt näher und sagte ganz leise: „Herr Graf, in der letzten Nacht ist die Prinzessin von Rohan-Rochefort angekommen bei dem alten Herzog von Rohan, der droben auf dem Bergschloß wohnt!"

Der Graf verfärbte sich, doch faßte er sich bald und sagte: „Ich hoffe, daß Sie Ihrer Sache sicher sind, Philipp!"

„Der Postmeister erzählte es in meinem Beisein mehre-

ren Herren; er beschrieb mit großen Worten die Schönheit der Dame, die ich aus der Beschreibung erkannt haben würde; sie war auf einige Minuten in der Post abgetreten, während er noch vier Pferde Vorspann vor die Berline legen ließ, weil der Weg auf das Bergschloß hinauf sehr steil ist."

Auf einen Wink des Grafen entfernte sich der Diener.

Kaum war der Graf allein, so warf er sich auf ein Polsterbett und rief: „Das ist hart, hart schon, wenn sie mir nicht auf der Spur ist, da ich das Kind, das seiner Mutter so nahe ist, nicht zu ihr führen darf, doppelt hart, wenn sie mich verfolgt und das Kind von mir verlangt, das ich ihr versagen muß! Oh! mein edler unglücklicher Enghien, welche Aufgabe hast Du mir gegeben! Du sagtest, so lange meine Ehe nicht vom Könige anerkannt ist, dürfen Sie das Kind der Mutter nicht übergeben, sie wird es in ihrer Mutterliebe verlangen, aber sie würde dadurch ihre eigene und des Kindes Sicherheit und Zukunft gefährden! Mein edler, theurer Herzog, Dein Vermächtniß an mich ist schwer zu tragen, aber ich habe geschworen und ich werde meinen Eid halten!" —

Plötzlich sprang der Graf auf, mit flammender Röthe das männliche Gesicht übergossen, blickte er eine ziemliche Weile verlegen vor sich nieder, dann hub er sein Antlitz auf, die Augen schossen Blitze und im gewaltigsten Zorne gegen sich selbst tobte er in wilder Leidenschaftlichkeit: „Elender Heuchler! welche infame Komödie spielst Du vor Dir selbst! Ludwig, stolzer Ludwig, wie feige verkriechst Du Dich hinter den Worten eines Fürsten, der Dir sein Liebstes übergab, weil er Deinem edlen Sinne vertraute;

ha! nicht weil es die Gebote des Vaters erheischen, entrückst Du der Mutter ihr Kind, sondern weil Du nicht leben magst mehr ohne das Kind, weil dieses Kind der helle Stern ist, der Dir leuchtet auf den einsamen Lebenswegen, die zu wandeln Dich der Stolz zwang, darum wird die Mutter ihr Kind nicht wiedersehen. Hast Du den Muth, einer Mutter ihr Kind zu stehlen, so habe auch den Muth, das Dir selbst wenigstens zu bekennen."

Der leidenschaftliche Mann war hastig auf und nieder geschritten, diese Worte zwischen den Zähnen halbzischend hervorstoßend; plötzlich blieb er stehen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und murmelte: „Werden wir uns klar, ich glaube, ich bin wieder einmal auf dem besten Wege, mich für einen Teufel zu halten; nun ja, ich liebe dieses schöne, geistvolle und anmuthige Kind; soll sich der Gärtner der Blumen nicht freuen, die er bis zur Blüthe groß zieht? Die Trennung von des unglücklichen Herzogs Tochter würde mir unendlich schwer fallen, ist das nicht natürlich? und selbst wenn in meiner Zuneigung ein mehr als väterliches Wohlwollen und Wohlgefallen wäre, soll ich mir das zum Verbrechen anrechnen? Bin ich nicht ein Mann mit gesunden Sinnen, und ist sie nicht so schön, daß sie kaum noch schöner werden kann? Es hieße Uebermenschliches verlangen, wenn ich blind dafür sein sollte. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, und für jetzt habe ich offenbar zunächst keine andere Pflicht, als Louise fern zu halten von Ihrer Mutter, denn die Vereinigung von Mutter und Tochter würde jetzt die Zukunft und Sicherheit Beider gefährden. Das habe ich auch geschworen!"

Der Graf ging wieder auf und ab, aber langsamer als

vorher, er kämpfte mit sich selbst. „Die Erfüllung der geschworenen Eide,“ sagte er, „stimmt so gut mit meinen Wünschen zusammen, daß ich mißtrauisch sein muß, — aber bei Gott, ich enthalte der Mutter ihr Kind nicht deshalb vor, weil ich dieses Kind unendlich liebe und mir die Trennung von ihm so schmerzvoll sein würde; nein, gewiß nicht, ich würde das ertragen, schwerer vielleicht, als ich Früheres ertragen, aber ich würde es vermögen, denn mir schaudert bei dem Gedanken, einer Mutter ihr Kind zu nehmen; nein, ich halte Louise bei mir zurück, lediglich, weil ich es dem Fürsten geschworen, der Recht hat, Mutter und Kind zu trennen. Niemand weiß von der Ehe des Herzogs von Enghien, in welchem Lichte würde die Prinzessin erscheinen, wenn sie plötzlich, eine Tochter an der Hand, in die Welt träte? Welche Empfindlichkeit, welche Interessen würde sie dadurch unbezweifelt verletzen? Die arme Frau ist ja gar nicht einmal im Stande, auch nur die kirchliche Rechtmäßigkeit ihrer Ehe zu beweisen, die schon darum rechtlich ungültig ist, weil sie gegen den Willen, oder vielmehr ohne die Genehmigung des Königs, gegen das Hausgesetz geschlossen. Es ist sonderbar, daß der Herzog seine Ehe für kirchlich legitim hält, während die Papiere, die er mir übergeben, beweisen, daß der Priester, der sie eingesegnet, nicht der Confession des Herzogs und der Prinzessin angehörte, kein römisch-katholischer Priester war, sondern ein niederländischer Katholik, und jener katholischen Gemeinschaft angehörte, die von den Päbsten excommunicirt ist. Gewiß, ich würde der Mutter ihr Kind nicht vorenthalten, wenn ich es ihr zuführen dürfte unter diesen Umständen! Ob nur der Aufenthalt ihres Oheims auf dem Bergschloß droben

die Prinzessin hierher geführt hat? Oder hat sie meine Spur gefunden? ich hoffe es nicht, jedenfalls muß ich darüber sofort Gewißheit haben; in keinem Falle aber ist meines Bleibens länger hier. Ein Zufall, ein verlorenes Wort könnte der Mutter die Nähe der Tochter verrathen, selbst wenn sie uns hier nicht gesucht hat. Von der leidenschaftlichen Energie der Prinzessin ist im Fall einer Entdeckung Alles zu fürchten!"

Der Graf trat an den Tisch, auf dem die Briefe und Zeitungen lagen; hastig ergriff er einen Brief mit dem Postzeichen der freien Reichsstadt Frankfurt.

„Die Antwort meines Agenten in London," sagte er, eilig das Siegel lösend; ich habe mir wenigstens nicht vorzuwerfen, daß ich auch nur gezögert hätte, die Anerkennung Louisens von Seiten des Hauses Condé zu erwirken."

Er durchflog den Brief, seine Stirn faltete sich, sein Gesicht wurde dunkelroth und seine Hand zitterte, als er den Brief an die Kerze hielt, ihn verbrannte und die Asche zertrat.

„Das ist zu viel! Ich werde mich nicht zum zweiten Male der Gefahr aussetzen, für einen Gauner und Geldschneider gehalten zu werden. Tod und Teufel! Und doch, wenn ich's recht überlege, das Ganze hat einen so abenteuerlichen Anstrich, die Prinzen sind überall von Fallen umringt, sie müssen mißtrauisch sein, und was könnte dem armen Kinde auch in diesem Augenblick eine Anerkennung nützen?"

Da klang leise die kleine Glocke, durch welche das große Gemach, in welchem wir die Damen verlassen, mit dem Zimmer des Grafen in Verbindung stand.

„Was giebt's? Was ist das? Louise klingelt!" rief der Graf erschreckt und eilte nach dem Gemach der Damen.

Dort harrte seiner ein erschütternder Anblick. Halb aufgerichtet lehnte Madame Angès an der Brust ihrer Pflegetochter; ihr Auge war halb gebrochen und ihr weißes Gewand war von Blut überströmt: Purpurwellen flossen noch immer aus dem Munde.

Der Graf sah zuerst auf Louise, sie zitterte und war keines Wortes mächtig, aber ihr Auge grüßte den hereintretenden Grafen mit einem Blicke, in dem sich die feste Zuversicht aussprach, daß er helfen und zwar augenblicklich helfen werde. Deshalb sagte der Graf auch gleich: „Beruhigen Sie sich, liebes Kind, es ist das ein Blutsturz, unsere Freundin hat schon ein Mal einen solchen Zufall gehabt und sich darnach weit wohler gefühlt, als zuvor."

Das schöne Kind dankte dem Grafen mit leuchtendem Auge, das liebliche Roth erschien wieder auf den zarten Wangen, das Wort des Grafen hatte ihr die ganze unbefangene Zuversicht der Jugend wiedergegeben. Die Gewalt, die der Graf über die Herzogs-Waise übte, war ganz außerordentlich. Louise fühlte keine Furcht mehr, seit der Graf in ihrer Nähe war, sie fühlte nur noch Mitleid für die treue mütterliche Pflegerin, um die sich der Graf nun mühete, wie ein kunstverständiger Arzt.

Ludwig von Vavel de Versay besaß wirklich ärztliche Kenntnisse; es gelang ihm, das Blut zu stillen, dann entkleidete er die Frau des blutigen Oberkleides, schnitt ihr die Schnürbrust auf und trug die leichte Last auf seinen Armen in das anstoßende Schlafgemach.

Louise half ihm, die Leidende in die bequemste Lage

bringen, und eine Viertelstunde später nickte er dem schönen Kinde mit leichtem Lächeln zu.

Madame Angès schlief sanft.

Durch diesen Krankheitszufall war es dem Grafen unmöglich gemacht, schnell abzureisen. Er brachte die nächsten Tage in einer Unruhe hin, die um so quälender war, als er sie vor Louise sowohl wie vor Madame Angès verbergen mußte, die sich übrigens rasch zu bessern schien, ja sich wirklich wohler befand als vorher. Louise war glücklich darüber; das unerfahrene Kind mochte durch diese trügerischen Symptome getäuscht werden, der Graf wußte, daß die treue Freundin dem Grabe wieder einen mächtigen Schritt näher gerückt war; Madame Angès aber war, wie das immer bei Kranken der Art, voll der frohesten Lebenshoffnungen.

Als einige Tage vorüber waren, glaubte der Graf, daß die Prinzessin nicht hierher gekommen sei, weil sie ihn und ihre Tochter hier vermuthet, er beruhigte sich etwas, und da es unmöglich war, mit der kranken Freundin in dieser Jahreszeit zu reisen, so verließ er sich auf den geringen Verkehr, der zwischen den Bewohnern der Residenz und den Herrschaften auf der hohen Plätte herrsche. Die grimmige Kälte und der gewaltige Schneefall schränkte diesen Verkehr überdem noch auf das Allernothwendigste ein. Dennoch war er fest entschlossen die Residenz so bald zu verlassen, als es irgend möglich, denn durch den treuen Philipp, den er als Kundschafter auf die hohe Plätte geschickt, hatte er erfahren, daß die Prinzessin den Winter über auf dem Bergschloß verweilen werde.

Er bereitete Alles zur Abreise vor, und nach etwa drei

Wochen, die dem heftigen, ungeduldigen Manne schwer genug geworden sein mochten, an einem milden Märzmorgen erfuhren die Bewohner der Residenz zu ihrem grenzenlosen Erstaunen, daß der fremde Herr in der Nacht abgereist sei. Er hatte Alles reichlich bezahlt, außerdem aber für Jeden fast, der irgend Gelegenheit gehabt, mit ihm zu verkehren und ihm gefällig zu sein, ein Andenken zurückgelassen. So z. B. dem Apotheker, dessen Laboratorium er zuweilen gebraucht und sich mit ihm über wissenschaftliche Dinge unterhalten, ließ er durch die Frau, bei der er gewohnt, einen ziemlich werthvollen galvanischen Apparat zukommen.

Lange noch sprach man in dem Städtchen von dem räthselhaften fremden Herrn; auch auf der Plätte wurde von ihm gesprochen, selbst in Gegenwart der Prinzessin; aber sie hatte keine Ahnung, daß es sich um den Mann handle, der ihre Tochter ihr vorenthielt. Der Herzog von Rohan interessirte sich für den räthselhaften Fremden; er vermuthete in ihm keinen royalistischen Emigranten; der, meinte er, würde nicht verfehlt haben, ihm einen Besuch zu machen.

Fürst Clemens Wenzel ließ seinen Kanzler fragen, wer der Fremde gewesen, der Kanzler aber wußte keine Auskunft zu geben; er hatte dem Fremden den Aufenthalt gestattet, weil er ihm ein Schreiben des Ministers gebracht, den die Kaiserlich russische Regierung damals bei mehreren kleinen deutschen Fürsten beglaubigt hatte. In diesem Schreiben bat der russische Diplomat im Namen seines Kaisers, dem Fremden, einem Manne von Stande, der Gründe habe, unbekannt zu bleiben, den Aufenthalt in der

Residenz zu erlauben, ohne sich um weitere Auskunft zu kümmern. Der Kanzler hatte geglaubt, diesem Wunsche genügen zu müssen, und Fürst Clemens Wenzel konnte das Verhalten seines Dieners nur billigen. Uebrigens hatte der Kanzler mit ihm von dieser Angelegenheit gleich nach der Ankunft des Grafen gesprochen, er hatte ihr aber keine Wichtigkeit beigelegt. Es gab in jener Zeit nach allen Seiten hin Verhältnisse, zu schonen, und die amtliche Einmischung der Polizei war damals noch nicht so erforderlich zum Glück und Heil der Völker, wie später.

Man dachte in der Residenz noch lange an den fremden Herrn, aber bald sprach man nicht mehr von ihm; in viel späterer Zeit erst sollte er wieder Gegenstand des Gesprächs werden.

Drittes Capitel.

Der Verräther und sein Weib.

Vor einem ziemlich ansehnlichen Hause der Warschauer Vorstadt „die neue Welt" hielt eine schlichte, aber mit schönen Pferden bespannte Equipage. Der Herr, welcher ausstieg und mit leichtem Kopfnicken durch die Flurhalle, in welcher mehrere Diener in ehrerbietiger Stellung harrten, durchschritt, war noch nicht alt, aber er sah alt aus. Gram hatte dieses einst blühende Gesicht vor der Zeit welken lassen, hatte das glänzende Schwarz des Haares in Eisgrau verwandelt, Kummer hatte den stolzen Nacken gebeugt und mehrfache Ehrenwunden, in ehrlicher Feldschlacht empfangen, den festen Gang schwankend und unsicher gemacht. Das Auge dieses Mannes, der nur mühsam die Stufen der Treppe zu ersteigen schien, lag wie ein erlöschender Brand, matt leuchtend, unter den buschigen grauen Wimpern, und das glattrasirte Gesicht ließ einen schmerzlich traurigen Zug um den feingeschnittenen Mund um so schärfer hervortreten. Dieser Herr, der einen schlichten polnischen Rock trug, war der Herzog von Pienne, ein maréchal de camp in der Königlichen Armee von Frankreich, der jetzt die Stelle

eines ersten Edelmanns der Kammer König Ludwig's XVIII. bekleidete, welcher unter dem Namen eines Grafen von Lille in Warschau lebte.

Warschau war damals die Hauptstadt einer preußischen Provinz.

Als der vornehme Edelmann, der erste Diener des verbannten französischen Königs, seine fast ärmliche Wohnung betrat, meldete ihm der einzige französische Diener, den er hatte, daß ein fremder Herr seiner harre, der zwar seinen Namen nicht gesagt habe, der aber so vornehm aufgetreten wäre, daß er es nicht gewagt habe, ihn am Warten zu hindern.

„Ich weiß schon!“ sagte der Herzog leise, und der hohle Ton seiner Stimme verrieth, wie afficirt seine Brust in Folge einer gefährlichen Schußwunde.

Lebhafter etwas trat er in das anstoßende Zimmer.

„Sein Sie mir willkommen im Exil, mein theurer Graf,“ sprach der Herzog, seine Stimme anstrengend, „als Sie uns das letzte Mal auf Ihrem Schloß in Holland willkommen hießen, da hofften wir, Ihre Gastfreundschaft bald in Frankreich erwiedern zu können, und nun finden Sie uns hier!“

„Mein theurer Herzog!“ entgegnete Graf Bavel de Versey mit weicher Stimme, gerührt von der Veränderung, die im Lauf weniger Jahre mit dem Herzoge vorgegangen.

Die Herren reichten sich die Hände und setzten sich.

„Sie finden mich verändert! ja, ich bin es, ich leide an einer schlecht geheilten Schußwunde in der Brust, und der Körper hat nicht mehr die Kraft, die Seele zu unterstützen in den Leiden der Verbannung, der Demüthigung und des

Mangels, in dem quälenden Wechsel zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit!"

„Mein theurer Herzog, Sie müssen im Süden Heilung für Ihre angegriffene Brust suchen, hier können Sie nur kränker werden —" rief der Graf wirklich besorgt und theilnehmend.

„Oh! nein," erwiderte der Herzog mit mattem Lächeln, „ich kann auch hier sterben, und das ziehe ich vor; bis zu meinem letzten Hauch werde ich meinen König nicht verlassen."

Der Herzog sagte das so ruhig bestimmt, daß der Graf, ergriffen von dem erhebenden Gefühl der Treue, das aus den Worten klang, schweigend sein Haupt neigte; er begriff, daß er hier einem Entschluß begegnete, der unabänderlich war.

„Sie kommen aus Deutschland, mein theurer Graf," nahm der Herzog das Wort wieder, „Sie waren den Grenzen meines Frankreichs näher, viel näher, als ich; es ist mir, als brächten Sie mir einen Hauch französischer Luft mit, Ihre ganze Erscheinung ist mir so erquicklich, um der vielen theuren Erinnerungen willen, die sich für mich an Ihre Person knüpfen. Oh! Enghien, Du, mein ritterlicher Held!"

Eine Thräne rollte über die Wange des Herzogs. Der Graf beugte sich leicht vorwärts und flüsterte, kaum Herr der Bewegung, die ihn ergriffen: „Ich kam hierher um seinetwillen!"

„Des Herzogs von Enghien wegen?" fragte der Edelmann stutzend.

„Er hat mir seine Tochter anvertraut in der Nacht, da er verrätherisch überfallen wurde."

„Eine Tochter Enghien's? wie? höre ich recht? eine Tochter von der schönen Charlotte Rohan. Ich kannte das Geheimniß der Vermählung, aber ich wußte nichts von der Tochter; arme Prinzeß, armes Kind!"

„Ich kam hierher hauptsächlich, mit Ihnen mich zu berathen, ob es rathsam sei, jetzt eine Anerkennung der Tochter des edeln Prinzen, unseres erhabenen Freundes, zu fordern!" sagte der Graf.

Der Herzog seufzte und sah den Grafen an. „Es ist so, wie ich mir gedacht," erwiderte dieser, das Haupt neigend, „es ist so, wie der edle Prinz selbst vorausgesehen; auch er war überzeugt, daß eine Anerkennung, so lange das Königliche Haus in der Verbannung, unmöglich sei. Ich selbst wage kaum die Ansicht, die es unmöglich macht, zu tadeln. Dennoch hielt ich mich in meinem Gewissen verbunden, mit Ihnen Rücksprache zu nehmen, Herr Herzog, und mit Chevalier Jacques, dessen Aufenthalt ich nicht kenne. Wir Drei sind jetzt wohl die Einzigen, die da sagen können, daß sie die Vertrauten und Freunde des edlen Herzogs von Enghien gewesen?"

„Chevalier Jacques ist in London bei dem Vater des Herzogs," antwortete Pienne nachdenklich, „ich begreife, daß die Prinzessin ihre Tochter nicht bei sich haben kann, aber die Rohan sind reich, ich hoffe, daß sie für ihr Kind sorgt?"

„Mein Herzog," nahm der Graf das Wort, „auf Befehl unseres edlen Prinzen habe ich bis jetzt den Aufenthalt seiner Tochter der Prinzessin verheimlicht; ich begreife und ehre die Gründe, die ihn bewogen haben zu dieser Anordnung. Der Ruf der Prinzessin, vielleicht auch die Sicher=

heit des Kindes erheischten diese Maaßregel. Was das Andere betrifft, so bin ich noch immer ziemlich wohlhabend und mein Vermögen gehört der Waise von Ettenheim und Vincennes."

Der Herzog drückte die Hand des Grafen, dann sagte er: „Die Tage des Glückes werden wiederkehren, der König wird den Thron besteigen, dann ist es Zeit, die Anerkennung zu fordern, und sie wird dann nicht versagt werden — oh! ich weiß, was Sie sagen wollen, ich werde das nicht erleben, denn meine Tage sind gezählt, aber Sie werden es erleben, denn ich glaube, die Zeit ist nicht mehr fern."

„Oh, mein theurer Herzog," rief der Graf schmerzlich bewegt, „muß ich es denn sein, der Ihnen die letzten Reste der Hoffnung nimmt?"

„Wie, mein edler Freund? glauben Sie nicht, daß unsere Angelegenheiten jetzt sehr gut stehen?" fragte der Herzog verwundert.

„Oh," entgegnete der Graf betrübt, „ich hörte wohl, daß man sich am Hofe des Königs viele Illusionen mache über die Lage der Dinge, aber ich glaubte nicht, daß auch der scharfe Blick des edlen Herzogs von Pienne von dem trügerischen Schleier bedeckt sei.

„Mein Gott," sagte der Herzog fast odemlos, „wissen Sie denn nicht, daß Oestreich sowohl als Rußland über eine neue Coalition gegen Bonaparte mit England verhandeln, eine Coalition, der auch Preußen beitreten wird und das deutsche Reich?"

„Diese Coalition wird nicht für den König gegen Bonaparte streiten, mein theurer Herzog!"

„Nicht? ich verstehe Sie nicht, für wen denn? gegen wen?“

„Diese Coalition kämpft für England gegen Frankreich, das ist das Wahre!“

„Zunächst vielleicht, aber das Ende wird doch die Herstellung des Lilienthrones sein müssen?“

Der Graf schüttelte traurig den Kopf: „Das Ende vielleicht erst spät, aber zuvor müßte die Coalition siegen!“

„Es ist halb Europa gegen den einen Bonaparte!“

Mein Herzog, täuschen wir uns nicht,“ sagte der Graf bestimmt, „es ist nicht halb Europa gegen den einen Bonaparte, sondern es sind die Heere einiger Monarchen unter verschiedenen Feldherren gegen den einen Bonaparte, der absolut über die ganze Macht Frankreichs verfügt, den großen Bannerträger der Revolution, dem die Anhänger der Revolution überall schon die Wege geebnet haben, dem die bewußten und unbewußten Förderer der Revolution bewußt und unbewußt Vorschub leisten — ich fürchte, die Chancen für den Sieg der Coalition sind nicht allzu groß.“

„Sie sind grausam, Graf,“ entgegnete der Herzog gepreßt, „sollte das Königthum in Frankreich allen Boden verloren haben? Wir erhalten so manche liebe Kunde von Treue daheim.“

„Das Königthum hat noch Boden in Frankreich, die Treue ist noch nicht ausgestorben dort, sie lebt in vielen tausend Herzen, aber der Königsbaum ist abgehauen. Neue Sprossen wird er treiben, denn mächtig tief wurzelt er in französischer Erde, aber noch ist sein Frühling nicht gekommen, und der Sturm, der jetzt über Frankreich geht und

die ganze Kraft der Nation treibt, weht auch über die trauernden und hoffenden Anhänger des Königthums; sie vermögen nichts wider ihn. Der Kriegssturm der Revolution braus't über Frankreichs Grenzen hinaus; er wird durch ganz Europa donnern, und erst, wenn er sich matt getobt, erst dann kommt die alte Sonne Frankreichs zum Vorschein, dann vielleicht werden auch die Bourbonen den Lilienthron wieder aufrichten, wenn es überhaupt dann noch Bourbonen giebt!"

„Sie halten diesen Sturm für unwiderstehlich, mein Freund?" fragte der Herzog kleinlaut.

„Wer soll ihm widerstehen? Der deutsche Kaiser, in dessen Erbstaaten Kaiser Joseph der Aufklärung zu Liebe die besten Wälle gegen die Revolution geschleift hat? Der König von Preußen, der in edelster Einfachheit und patriarchaler Milde nur nach dem Ruhme strebt, ein Vater seines Volkes zu sein? Der mit der Armee Friedrich's des Großen wohl den Frieden schützen will, aber Männer in seinem Rathe sitzen hat, welche Bonaparte's eifrige Bewunderer sind und ihm Schritte anrathen, die er selbst für falsch hält, aber doch thut, weil er, leider nur zu mißtrauisch auf seine eigene Kraft, an das bessere Wissen seiner Räthe glaubt? Oder hoffen Sie auf die andern deutschen Fürsten? Hoffen Sie nicht, denn sie sind, ohne es zu wissen, meist Verbündete der Revolution. Die Größeren wollen Souveraine werden, unabhängig vom Kaiser und vom Reich, absolute Herren in ihren Gebieten; sie machen jetzt schon Revolution von oben, indem sie hier gewaltsamer, dort milder, Alles zu vernichten trachten, was noch übrig an ständischer Gliederung. Sie Alle haben den Drang, bei sich eben so

zu schalten, wie Bonaparte in Frankreich, sie sind seine Bundesgenossen. Die kleineren Fürsten, bis jetzt durch den Reichsverband einigermaßen gestützt, können nicht mehr allein stehen, geschweige denn Widerstand leisten; die Beamtenwirthschaft, die Vielregiererei haben sie ruinirt. An Deutschland wird sich der Sturm der Revolution nicht brechen. Das ferne Rußland kann ihm höchstens hunderttausend Mann zu Hülfe senden, und England, sicher auf seiner Insel, wird mit seinem Golde jämmerlich und schlecht genug die Ströme Blutes bezahlen, die in dem Kampfe fließen werden, in dem vor der Hand gewiß sieglosen Kampfe. Das, mein theurer Herzog, ist die Coalition, auf die Sie so große Hoffnungen bauen!"

„Sie entwerfen ein tief trauriges Bild, edler Freund; es macht mich zittern, aber ich kann nicht glauben, daß es ganz so schlimm steht. Die mächtigen Stämme, die das deutsche Volk bilden, können Widerstand leisten und werden es."

„Ja, mein theurer Herzog, diese deutschen Stämme sind auch der Halt, auf dem meine Hoffnungen für die Zukunft beruhen, aber es sind nicht diese Stämme, die Ihre Coalition in's Feld führt; Völker sind weit schwerer in Bewegung zu setzen, als Soldheere. Wenn einst die Fürsten ihre Völker zum Kampfe aufrufen gegen Bonaparte und die Revolution, dann werden sie siegreich sein, eher aber nicht. Jetzt sitzen diese Völker theilnahmlos auf ihrer Scholle, gewinnen im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod; sie sind ohne Theilnahme an der Regierung, die Beamten und Schreiber haben sich Alles angemaßt, und erst wenn die siegreiche Revolution einst den deutschen Bauer aufstört von seinem Heerde, wenn sie ihm das Roß vom Pfluge nimmt, wenn

sie sich an seinen Tisch setzt und ihm das Brod vor dem Munde wegnimmt, dann erst wird er sich erheben und sich ihrer zu entledigen versuchen. Gelingt es dann den Fürsten, sich ihm verständlich zu machen, dann wird eine Coalition siegreich sein. Aber das Volk, das dann unter Führung seiner Fürsten siegt, das zählt jetzt noch gar nicht mit, das hat nichts gemein mit den aufgeklärten klugen Leuten, den Beamten, den Gelehrten, den Gebildeten, wie sie sich nennen. Sonderbare Menschen, was sie als Zeichen der Bildung betrachten! Besuchte da vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ein Concert zum Besten der Armen, da sang ein Herr öffentlich in der Hauptstadt des großen Friedrich die Marseillaise; das gebildete Publicum Berlins nahm nicht den geringsten Anstoß daran, die gebildete Polizei hinderte es nicht, obwohl es schon einige Tage vorher in der Anzeige stand, und schließlich erfuhr ich, daß es ein Geistlicher war, der diese blutschnaubenden Verse sang.*) Das ist ein Zeichen der Bildung jener Leute. Oh! ich könnte Ihnen noch mehr anführen, noch viele, aber mich ekelt vor dieser Entartung! Lassen Sie mich dieses traurige, aber treue Bild noch durch einen Zug vervollständigen, mein edler Freund; vielleicht wird das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, Sie am tiefsten schmerzen, aber ich entrollte dieses Gemälde vor Ihnen mit der bestimmten Absicht, Ihnen und durch Sie vielleicht auch Ihrem Könige den Schmerz neuer Enttäuschungen zu ersparen. Bonaparte und die Revolution haben in Deutschland nicht nur viele unbewußte,

*) Historisch; der Concert-Zettel befindet sich noch auf der Königl. Bibliothek zu Berlin, unter brandenburgica, 168 Mscr.

sondern auch zahlreiche bewußte Helfer und Freunde. Viele von dem schlechten Schweif der Emigration, Herr Herzog, dienen dem Bonaparte für Geld als Spione, durch Verrath vergelten viele Franzosen die Gastfreundschaft, die ihnen als Flüchtlingen geboten, sie besudeln die Würde des Unglücks und sind eine Schmach für Frankreich."

Der Herzog war todtenbleich geworden. Er legte seine Hand auf den Arm des Grafen, sie zitterte, und tonlos fast sagte er: „Halten Sie ein, Herr Graf, Sie sind kein Franzose, und fühlen nicht —"

„Ich bin kein Franzose, mein edler Freund," entgegnete der Graf ernst, „aber ich bin ein Edelmann und fühle Ihren Schmerz, ich liebe und verehre Sie, möchte Ihnen so gerne jeden Schmerz ersparen, aber der König von Frankreich muß durch Sie erfahren, was ihm einen Theil der Achtung die man seiner Würde und seinem Unglück schuldig ist, raubt, er muß erfahren, daß es unter seinen vermeintlichen Anhängern Leute giebt, die im Solde Bonaparte's stehen und die Verräther derer sind, die ihnen gastfreundlich ein Asyl geboten."

„So haben wir denn nichts gerettet, nicht einmal die Ehre!" seufzte der arme Herzog mit niedergeschlagenen Augen.

Der Graf sah ihn traurig an, er nahm sich zusammen, es wurde ihm sichtlich schwer, aber er fuhr mit fester Stimme fort: „Diese Elenden verrathen nicht allein den Gastfreund, sie verrathen auch ihren König selbst."

Der Herzog schaute auf.

„Ja, mein edler Freund, in Paris weiß man seit einiger Zeit ganz genau Alles, was hier vorgeht, man ist von dem

Inhalt der eingehenden und abgehenden Briefe unterrichtet, man citirt wörtlich Aussprüche des Königs, man rechnet jeden Louisd'or nach, der hier ausgegeben wird."

„Es ist unmöglich!" rief der Herzog.

„Ich werde Ihnen einige Beweise geben," antwortete der Graf ruhig, „und Ihnen auch meine Quelle andeuten. Ich besuchte vor etwa drei Wochen einen deutschen Minister, dessen Gemahlin mir verwandt. Der brave Herr kennt meine Anhänglichkeit an die Bourbonen, er selbst würde gern für sie handeln, wenn er könnte; jedenfalls hatte er die Absicht, Ihrem Könige zu nützen, als er mir mittheilte, daß Bonaparte die Abschrift eines Briefes des Königs an den König von Schweden mehrere Tage früher gehabt, ehe derselbe in Stockholm eingetroffen. Ein Beweis, daß der Verrath hier geschehen."

„Heilige Jungfrau!" schrie der Herzog aufspringend, „mir schwindelt. Den Brief, von dem sie sprechen, habe ich selbst geschrieben, selbst Sr. Majestät zum Unterzeichnen vorgelegt und selbst in meiner Gegenwart siegeln lassen."

„So ist der Courier der Verräther!"

„Das ist nicht wahr, Herr!" donnerte der Herzog, im Zorn die alte Kraft seiner Stimme wiederfindend, und die Augen schleuderten Blitze, wie ehedem. Aber das war zu viel, erschöpft und todtenblaß setzte er sich nieder, einige Tropfen Blut traten auf die dünnen Lippen. Er hielt sein Tuch vor den Mund, der Graf wollte Hülfe holen, aber der arme Edelmann hielt ihn zurück. „Es ist nichts," sagte er leise, aber lächelnd, „das kommt oft vor, es ist jetzt vorüber. Verzeihen Sie meine Heftigkeit, Sie konnten ja nicht die Absicht haben, mich zu beleidigen, aber Sie

werden meine Heftigkeit begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Sohn, mein einziger Sohn, als Courier mit dem Briefe des Königs nach Stockholm abging."

„Er kann der Verräther nicht sein," entgegnete der Graf hastig, „ich kenne ja den loyalen Sohn meines edeln Freundes; aber besinnen Sie sich, theurer Herzog, das ist wichtig, gaben Sie den Brief an Ihren Herrn Sohn sofort? und wer siegelte ihn?"

Der Herzog sann eine Weile, dann sagte er fast ängstlich: „Das wäre entsetzlich — meine Ahnung! oh! meine Ahnung! Freund, der Brief blieb etwa eine Stunde in meinem Cabinet, ehe mein Sohn kam, ich selbst aber blieb nicht immer darin, ich ging zu Avaray, um mir das nöthige Geld zahlen zu lassen, und der, welcher den Brief gesiegelt und überschrieben, war allein."

„So kennen Sie den Verräther!"

„Oh! mein Gott, es wäre entsetzlich und es kann doch nicht anders sein," jammerte der Herzog, „dann ist der König in Gefahr und mehr als hundert treue Royalisten, die in der Gewalt Bonaparte's sind, ebenfalls, — der Haupt-Agent des Königs, der die Verbindung mit den Royalisten in Frankreich vermittelte, oh! meine Ahnung!"

„Herr Herzog," nahm der Graf das Wort, „vertrauen Sie mir, vielleicht kann ich Ihnen nützlicher sein, als sie glauben; meine Verbindungen reichen ziemlich weit. Von welchem Manne sprechen Sie?"

„Vom Grafen d'Entraguês!"

„Die Grafen d'Entraguês sind schon vor langer Zeit ausgestorben; muß ich, ein Fremder, das dem ersten Edelmann der Königlichen Kammer sagen?"

„Ich weiß es, der falsche Namen erfüllte mich auch gleich mit einer bangen Ahnung, der Mann aber sagte mir, er sei ein entfernter Verwandter jenes alten Hauses, und habe den Namen angenommen aus Nützlichkeits-Rücksichten, er hoffe, der König werde ihm den Titel einst bestätigen."

„Hat dieser entfernte Vetter sonst keinen Namen?" fragte der Graf.

„Er heißt eigentlich d'Anethan!"

Jetzt sprang der Graf auf: „Herr Herzog, sehen Sie sich vor, d'Anethan hieß der Agent Fouché's und Talleyrand's, der unsern edlen Enghien verrathen hat."

„Wie? was?" stammelte der Herzog.

Der Graf sann einen Augenblick, dann erzählte er:

„Sie können denken, daß ich über die entsetzliche That von Ettenheim die genauesten Nachforschungen theils selbst anstellte, theils auch anstellen ließ. Einer meiner Diener verfolgte namentlich die Spur eines fremden jungen Mannes, der sich einige Wochen vor der That an verschiedenen Orten in der Umgebung Ettenheims aufgehalten. Der Herr war ein Franzose, sein Diener nannte ihn Herr Graf, es stand fest, daß er sowohl, als sein Diener Erkundigungen über den Prinzen, wiewohl sehr vorsichtig und unter der unverfänglichsten Form, eingezogen. Mein Diener verfolgte die Spuren dieses Fremden von Tage zu Tage, endlich wußten wir ganz genau jeden Tag bis zum Ueberfall des Prinzen, wo er gewesen. Alles, was er gethan, bestärkte mich in der Ansicht, daß dieser Fremde der wirkliche Hebel des großen Verrathes gewesen. Wir erfuhren endlich, daß er in Straßburg mehrfach eine sehr schöne Frau besucht hatte, die sich nur wenige Wochen daselbst aufgehalten. Diese

Frau hieß Madame d'Anethan, und die Leute, bei denen sie gewohnt, die sie sehr liebten und viel von ihrer stillen Traurigkeit erzählten, behaupteten, sie sei die Frau des jungen Mannes, um den es sich handelt. Wir erfuhren aber noch mehr, wir wissen bestimmt, daß ein Mann, der Fouché's Agent ist, es vermittelte, daß der Brief, den der unglückliche Prinz in Straßburg an Bonaparte schrieb, einem Herrn d'Anethan übergeben wurde, der als Courier nach Paris ging. Es ist bekannt, daß Talleyrand diesen Brief nach des edlen Prinzen Tode an Bonaparte gab."

„Ich sehe klar," sagte der Herzog, „aber je klarer ich sehe, desto mehr Unheil sehe ich auch. Kurz heraus, der König hat durch d'Anethan mit Fouché unterhandeln lassen."

„Das fürchtete ich," sprach der Graf düster; „Fouché betrügt den König und betrügt Bonaparte und nimmt von beiden Seiten Geld. Aber ich begreife den König nicht ..."

„Avaray!" warf der Herzog ein.

„Erbärmlich!" sagte der Graf verächtlich.

„Er will um jeden Preis den Minister spielen!" bemerkte der Herzog.

„Erbarme sich Gott über solch einen Minister!"

„Er ist ein treuer Mann!" entschuldigte der Herzog.

„Das ist er, ich selbst würde mich für ihn verbürgen," entgegnete der Graf, „sein Herz ist treu, aber sein Kopf ist ein Verräther. Wer hat diesen infamen d'Anethan dem Könige empfohlen?"

„Monsieur!"

„Mein Gott, der Graf von Artois? gerade der?"

„Die schöne Frau, von der Sie eben sprachen," sagte der Herzog, „ist wirklich die Gemahlin d'Anethan's, aber

sie ist mehr, sie ist das Pathenkind Monsieurs, vielleicht mehr, Sie verstehen mich?"

Der Graf nickte.

Die Herren schwiegen beide eine ziemliche Weile.

„Sie müssen den König sehen, mein edler Freund!" nahm der Herzog endlich das Wort.

Der Graf machte eine abwehrende Geberde.

„Oder ziehen Sie eine Audienz bei Monsieur vor?"

„Wie? der Graf von Artois ist hier?" fragte der Graf verwundert.

„Seit vier Tagen, er kam ganz unerwartet. Der edle Herr sieht die Dinge in sehr rosenfarbenem Lichte!" seufzte der Herzog.

„Ich glaube in der That," sprach der Graf langsam und nachdenklich, „daß es besser ist, wenn ich selbst mit dem Herrn Grafen von Artois spreche, da er den Verräther empfohlen hat. Was denken Sie mit d'Anethan zu thun?"

„Vorläufig werde ich ihn verhaften lassen!" entgegnete der Herzog.

„Sie?" rief der Graf überrascht mit halb ungläubigem Lächeln.

„Das setzt Sie so in Verwunderung, mein edler Freund? Habe ich nicht als erster Edelmann der Kammer des Königs das Recht dazu?"

„Oh! mein Gott," rief der Graf losbrechend, „ist es denn so unendlich schwer, sich in fremde Verhältnisse zu schicken? Herr Herzog, bedenken Sie doch, wo Sie sind! Ich weiß sehr wohl, daß der erste Edelmann der Kammer des Königs in Isle de France die höchste Behörde ist, ja, daß er selbst Pässe ertheilen kann für diesen Rayon, aber

Warschau ist eine Königlich Preußische Stadt und liegt nicht innerhalb der Provinz Isle de France. Herr Herzog, nehmen Sie sich in Acht, das was Christine von Schweden mit Monaldeschi in Fontainebleau wagte, hier etwa en miniature nachspielen zu wollen! Vergessen Sie nicht, daß d'Anethan sich sofort an die Preußischen Behörden wenden und sich auf den Gesandten Bonaparte's, den Herrn Laforest in Berlin berufen würde?"

„Sie haben Recht, Herr Graf! ich vergaß ganz!" entschuldigte sich der arme Herzog, der vielleicht nie in seinem Leben so schmerzlich seine Machtlosigkeit empfunden und so sehnlich sich nach Isle de France zurück gewünscht hatte.

„Wie stehen Sie mit den preußischen Behörden?" fragte der Graf.

„Ich fürchte, nicht besonders," entgegnete der Herzog kleinlaut, „Avaray quärulirt fortwährend, obwohl es ihm der König oft untersagt hat, und hat stets Streitigkeiten."

„Das ist, enschuldigen Sie," platzte der Graf heraus, „entsetzlich einfältig, aber Sie persönlich, mein theurer Herzog, der Sie so freundlich und liebenswürdig sind, haben Sie unter den Preußischen Beamten hier keinen, der Ihnen rathen könnte? Ich selbst bin der bestehenden Gesetze nicht kundig genug!"

„Doch, doch!" rief der Herzog plötzlich erfreut, „mein Sohn hat mir zwei Räthe vom Criminal-Gericht zugeführt, geistreiche Leute, deutsche Schriftsteller beide, die Herren Hoffmann und Schwarz; ich sehe sie zuweilen; Herr Schwarz hat mir neulich auch seine junge Frau vorgestellt, wissen Sie, eine von den lieben, blonden, deutschen Frauen, die so zart wie Blumen sind. Sie hieß wirklich Doris,

wie bei uns die Schäferinnen auf dem Theater, eine liebenswürdige Frau, die auch in unserer Literatur trefflich Bescheid wußte. Der Herr Criminal-Rath Schwarz ist ein großer Feind Bonapartes. Auch Herr Hoffmann liebt ihn nicht, das ist ein kleiner, seltsamer Herr. Er erzählte einmal in einer Soirée bei der Gräfin Branicka eine Geistergeschichte, daß wir uns Alle fürchteten. Und er erzählte mit einem so lebhaften Mienenspiel und solcher Stimme, daß er diesen Eindruck im höchsten Grade hervorbrachte, obwohl er deutsch erzählte und die Mehrzahl der Gesellschaft aus Polen und Franzosen bestand, die nur unvollkommen oder gar nicht deutsch verstanden."

Der Herzog sprach so lebhaft, daß der Graf fühlte, eine der wenigen angenehmen Erinnerungen sei wach in dem armen Edelmann geworden.

„Ich bitte Sie, Herr Herzog," bat er, „fahren Sie zu einem von den beiden Herren, aber sofort, und erkundigen Sie sich, auf welche Weise es möglich, den Verräther fest zu setzen, ohne gegen die Preußischen Gesetze zu verstoßen."

„So werde ich mich zu dem Criminal-Rath Schwarz begeben," sagte der Herzog entschieden, „die liebe, kluge Frau sagte mir eines Tag's, daß sie mich schätze, weil ich meinem Könige so treu geblieben im Unglück, wie ihr Gemahl dem seinigen bleiben werde in Ewigkeit!"

„Wir haben keine Zeit zu verlieren!" drängte der Graf.

Der Herzog schellte und befahl dem eintretenden Diener, den Wagen vorfahren zu lassen.

„Ich werde Sie begleiten, Herr Herzog," bemerkte der Graf, als sich der Diener entfernt hatte, „während Sie mit dem Criminal-Rath reden, bleibe ich im Wagen,

nachher führen Sie mich direct zu dem Herrn Grafen von Artois."

„In dieser Kleidung zu Monsieur?" fragte der Hofmann mit naivem Erstaunen.

„Ich kenne den Herrn Grafen von Artois zu gut," entgegnete der Graf trocken, „um nicht vorher zu wissen, daß er meine Reisekleidung entschuldigen wird in diesem Falle."

Der Herzog, dem diese Ruhe imponiren mochte, machte keine weiteren Einwendungen und nahm den Arm des Grafen, um ihn zum Wagen zu führen.

Während die beiden fremden Edelleute zu dem Preußischen Criminal-Rath fuhren, hatte Monsieur, der Herr Graf von Artois, in den Gemächern, die er im Lustschlosse Lazienki dicht bei Warschau bewohnte, einen eigenen Auftritt.

Der Herzog von Blacas, sein treuer Gefährte, theilte ihm mit, daß eine schöne, junge Frau im Vorzimmer sei, die dringend verlange, ihn zu sprechen, aber ihren Namen nicht nennen wolle.

Monsieur lächelte leise, und sein ernstes Gesicht nahm einen gezwungen leichtfertigen Ausdruck an, der aber sofort wieder verschwand. „Lassen Sie die schöne Frau denn immerhin eintreten, mein lieber Herzog," sagte er. „Wir sind über die Zeiten hinaus, wo uns ein solcher Besuch hätte gefährlich werden können."

Der Herzog lächelte selbst ein wenig und ging.

Der Bruder des Königs aber war doch noch insoweit eitel, daß er sich vor der angekündigten schönen Dame so vortheilhaft als möglich zeigen wollte. Er knöpfte den altfranzösischen weißen Uniformrock mit dem Stern vom Hei-

ligen Geist darauf, fest zu und rückte das goldene Bließ zurecht, das er um den Hals trug.

Monsieur, der Bruder des Königs, hatte noch ganz jene ritterliche Haltung, die ihn einst am Versailler Hofe vor Allen ausgezeichnet; sein Haar war dünner, sein Auge weniger feurig, die Züge in dem breiten, echt bourbonischen Antlitz schlaffer und die Bewegungen mehr würdevoll als elegant; im Ganzen aber war Carl Philipp von Bourbon, Graf von Artois, noch immer ein schöner Mann zu nennen.

Die ihm gemeldete Dame trat in's Zimmer und blieb verlegen an der Thüre stehen.

Der Prinz ging ihr nicht ohne Neugierde entgegen.

„Wie?" rief er beinahe erschrocken, einige Schritte vor der Dame stehen bleibend.

„Ah! das ist ja unmöglich!" sagte er dann, sich selbst beruhigend, und trat näher.

Sein Blick ruhte halb zärtlich, halb zweifelnd, halb freudig, halb bange auf dem lieblichen, reinen, ovalen Gesichtchen der schönen Frau Claire von Anethan, die mit zitternden Knieen vor dem Prinzen stand und mit nassen Augen zu ihm aufblickte.

„Ja, es ist nicht anders möglich!" sagte der Prinz mit bewegter, stockender Stimme, „Sie sind mein liebes, kleines Pathenkind Claire, Sie sind die Gemahlin des Herrn von Anethan, oh! mein Gott, wie ähnlich sind Sie Ihrer verewigten Mutter geworden; oh! mein Kind, ich glaubte Ihre Mutter zu sehen, als Sie eintraten. Kommen Sie, liebes Kind, umarmen Sie mich, Ihr Anblick macht mich zwanzig Jahre jünger!"

Der Prinz umarmte Claire mit großer Innigkeit, die

arme Frau hing weinend am Halse des Mannes, zu dem sie ein unwiderstehlicher Drang gezogen, bei dem sie sich erleichtert und sicher fühlte.

Mit freundlichen Worten beruhigte der Bruder des Königs die aufgeregte Claire. Er hatte die zarteste und liebenswürdigste Art zu handeln bei solchen Vorfällen, die zarteste Art, die man sich denken konnte.

Claire hatte ihre Thränen getrocknet, sie saß mit einem Gefühl von Seligkeit, das ihr verwaistes und vergrämtes Herz lange nicht gekannt, neben dem hohen Prinzen.

„Aber warum, meine kleine Claire," fragte der Graf von Artois plötzlich, „wollten Sie dem Herzoge von Blacas Ihren Namen nicht nennen?"

„Mein Gemahl hatte mir streng verboten, mich als seine Gemahlin zu zeigen bei irgend Einem vom Königlichen Hofstaate!"

„So, that er das? Was mag er für Gründe dazu gehabt haben?" sagte der Prinz sinnend zu sich selbst.

Claire wurde todtenbleich, sie erinnerte sich jetzt erst wieder, weshalb sie nach Lazienki gekommen, weshalb sie gegen den Willen d'Anethan's den Hof des verbannten Königs aufgesucht, als sie die Ankunft des Grafen von Artois erfahren.

„Königliche Hoheit!" flüsterte sie, sich fester an den Prinzen schmiegend, „hören Sie mich einige Minuten an. Ich bin hierher gekommen, um Ihnen Mittheilungen zu machen, die Ihnen wichtig sein müssen, besonders auch darum, weil ich sie Ihnen mache. Wollen Sie mich anhören?"

Monsieur, aufmerksam gemacht durch die plötzliche Blässe

der schönen Frau und den eigenen Ton, in welchem sie sprach, nickte theilnehmend.

„Königliche Hoheit!“ sagte Claire, die Farbe wechselnd, aber mit großer Bestimmtheit, „ich habe Herrn von Anethan sehr geliebt, ich war glücklich in dieser Liebe, aber nur kurze Zeit; seit Jahren schon liebe ich ihn nicht mehr und bin namenlos unglücklich, weil mich das Schicksal an einen Mann gefesselt hat, den ich verachte, weil er ein Lügner, Betrüger und Verräther ist, den ich hasse, weil er ein Verräther an seinen und meinen Wohlthätern, weil er ein Verräther am Königlichen Hause Bourbon ist.“

Claire hielt inne.

Der Prinz sah ihr, ohne Ueberraschung zu verrathen, mit einem seltsam ernsten und traurigen Blicke in's Gesicht.

„Ew. Königliche Hoheit mißtrauen mir?“ fragte Claire heftig.

„O! nein, mein armes Kind,“ antwortete Monsieur milde, Sie würden Ihren Gemahl nicht in dieser Weise anklagen, wenn Sie nicht Ueberzeugung und Gewißheit hätten; ich beklage Sie. Was mich selbst betrifft, so schmerzt mich der Verrath dieses Mannes um theurer Interessen willen, die dabei auf dem Spiele stehen und durch ihn gefährdet sein können, aber er überrascht mich nicht; das Königliche Haus ist seit langer Zeit daran gewöhnt, Undank und Verrath zu ernten gerade da, wo es Wohlthaten gesäet hat.“

Der Prinz schwieg trübe, dann fuhr er fort: „Aber lassen Sie mich wissen, mein Kind, was Sie von dem Verrath dieses Mannes überzeugt hat?“

„Er steht seit Jahren in Briefwechsel mit Fouché und Talleyrand!"

Der Prinz lächelte leise: „Das wäre kein Beweis, liebes Kind, er könnte ja mit jenen Männern im Auftrage des Königs unterhandeln?"

Claire schaute betroffen auf. Diese Möglichkeit hatte sich ihr reines, argloses Gemüth nie vorgestellt.

„Die Politik zwingt uns zuweilen, zu solchen Mitteln unsere Zuflucht zu nehmen!" sagte Monsieur, dessen ritterliches Herz sofort die Empfindungen der verwandten Seele mitfühlte.

„Er nimmt aber auch Geld von Bonaparte!" fuhr Claire fort.

„Das muß er wohl, wenn er sich bei jenen Leuten nicht verdächtig machen will!

Claire's Aufregung stieg, sie war überzeugt von der Schurkerei und der Verrätherei des Mannes, dessen Namen sie trug, sie kam, ihre Wohlthäter zu retten oder zu warnen, und nun stieß sie bei ihnen gerade auf eine Vertheidigung d'Anethan's, die ihr unmöglich gedünkt hatte Jahre lang.

„Ach! Königliche Hoheit," sagte sie, in Thränen ausbrechend, „ich weiß, daß er ein Verräther ist, aber ich sehe, daß es mir nicht gelingen wird, Sie zu überzeugen, obgleich ich viele Berichte gesehen habe, die er über den Königlichen Hof nach Paris geschickt hat!"

Der Prinz mochte der armen Frau nicht sagen, daß d'Anethan, wenn er einmal die Königliche Sache unter der Maske eines Kaiserlichen Agenten fördere, daß er dann auch schlimme Berichte über den Königlichen Hof nach Paris

senden müsse, um sich nicht verdächtig zu machen, aber er schwieg, um ihr nicht wehe zu thun.

Plötzlich blitzte ein Strahl auf aus Claire's dunklen Augen und hastig sagte sie: „Königliche Hoheit, es wird mir doch gelingen, Sie von der Verrätherei dieses Menschen zu überzeugen. War es zufällig, daß wir einige Wochen in Straßburg verweilten, bevor Se. Hoheit der Herzog von Enghien verhaftet wurde in Ettenheim? War es zufällig, daß d'Anethan noch während der Gefangenschaft des Prinzen in Straßburg nach Paris ging? War es nur zufällig, Königliche Hoheit, daß wir nach Rom gingen und gleich darauf der Cardinal Maury von der gerechten Sache abfiel und sich mit Bonaparte alliirte? War es nur zufällig, daß wir nach München kamen zwei Tage vor der Verhaftung des treuen Mannes Auderlot, bei dem man Briefe Ew. Königlichen Hoheit fand? Oh! Königliche Hoheit, so könnte ich Ihnen noch manche Fälle nennen. Ueberall, wo wir hinkamen, geschah bald darnach etwas dem Königlichen Hause Nachtheiliges, und wie viele Reisen hat d'Anethan allein und ohne mich gemacht."

Der Prinz war vielleicht noch nicht ganz überzeugt von der Schuld d'Anethan's, aber er fühlte, daß Claire davon überzeugt sei und zwar durch das Gesammttreiben ihres Gemahls; Winke waren ihm auch früher schon zugekommen er hatte sie nicht beachtet. Die Bourbonen, vielleicht Ludwig XVIII. allein ausgenommen, waren trotz tausendfachen Verraths um sie her nicht mißtrauisch geworden. Es ist einer der großen Züge, die erbthümlich in dem alten Königsgeschlecht von Frankreich, bei dem einen Sprossen stärker, bei dem andern schwächer hervortreten, daß sie die Menschen

stets für besser hielten, als sie waren. Kein Königshaus ist so vielfach getäuscht und betrogen wnrden, keines hat mehr Undankbare gemacht, aber immer und immer wieder glaabten die Bourbonen an die Treue. Das ist ein Fehler bei Königen, aber man muß aufrichtig sein und gestehen, daß es ein schöner Fehler ist.

„Liebes Kind," nahm der Graf von Artois das Wort nach einer kleinen Pause, „lassen Sie mich einige Fragen thun, die mich rascher zum Ziele führen werden. Sagen Sie mir, sah d'Anethan die officiellen Agenten Bonaparte's im Auslande?"

„Er hatte überall Verbindungen mit ihnen, Königliche Hoheit," antwortete Claire, „aber selten suchte er sie öffentlich auf, meist kamen sie im Geheimen zu ihm!"

„Das überzeugt mich mehr von der Schuld dieses unseligen Mannes, als alles Uebrige," meinte der Prinz, „denn Agenten seiner Art werden sonst nicht in Verbindung gebracht mit den officiellen Vertretern. Noch eine Frage: Ist er in Verbindung mit dem bonapartischen Spion, der sich hier unter dem Namen eines Handelsagenten aufhält?"

„Noch gestern war Herr Galon Boyer in unserer Wohnung bis lange nach Mitternacht, Königliche Hoheit; durch ihn, glaube ich, verkehrt er mit Herrn von Talleyrand!"

„Das ist entscheidend!" rief der Graf von Artois lebhafter, als bisher, „denn wäre man seiner nicht ganz sicher in Paris, so würde man ihn durch Galon Boyer beobachten lassen, und Galon Boyer durch ihn, gegenseitige Controle; da man aber beide Männer in Verbindung gebracht hat, so ist man Beider gewiß."

Der Prinz schwieg eine Weile, dann sagte er milde.

„Mein armes Kind, der König reist in diesen Tagen nach Mitau ab, und ich kehre übermorgen nach England zurück. Sie können bei dem unseligen Manne nicht bleiben, ich darf Sie nicht bei ihm lassen, ich habe Anrechte auf Sie, ich habe Pflichten in Bezug auf Sie . . .“

Bewegt neigte sich Claire über die Hand des Prinzen und küßte sie. Monsieur hob ihr Köpfchen empor und küßte sie auf die Stirn, dann sprach er ernst: „Ich weiß nicht, was Se. Majestät der König beschließen werden in Bezug auf diesen unseligen Mann, aber ich kann nicht zugeben, daß Sie auch nur zum Schein jetzt zu ihm zurückkehren. Ich werde Sie der Gemahlin meines Sohnes, der Frau Herzogin von Angoulème, vorstellen, Sie werden im Gefolge der Tochter meines unglücklichen Königs und Bruders, der den Märtyrertod gestorben ist, bleiben.“

Weinend lag Claire an der Brust des Prinzen, der sie innig an sein Herz drückte.

Da schreckte sie ein eigenthümliches Geräusch auf.

Es wurde an der Thür gekratzt.

Der alte Hofgebrauch seit Ludwig's XIV. Zeiten war mit den verbannten und vertriebenen Bourbonen vom Versailler Schloß bis nach Polen gewandert. Der große Monarch konnte es nicht leiden, daß man in sein Cabinet trat, ein leises Kratzen mußte ihm zuvor andeuten, daß Jemand eintreten werde; er liebte es nicht, überrascht zu werden. Seitdem war es Sitte am französischen Hofe, seinen Eintritt durch ein leises Kratzen an der Thür vorher anzukündigen.

Monsieur stand auf.

Der Herzog von Blacas trat ein. Der Hofmann sah

die Bewegung des Prinzen und die nassen Augen der Dame wohl, aber kein Zug seines Gesichtes verrieth, daß er es bemerkte. Er meldete nur, daß der erste Edelmann der Kammer des Königs, der Herr Herzog von Pienne, Sr. Königlichen Hoheit den Herrn Grafen von Versey vorzustellen wünsche und unterthänigst bitte, sogleich vorgelassen zu werden, da eine Sache von höchster Wichtigkeit zur Kenntniß Sr. Königlichen Hoheit gebracht werden müsse.

„Wollten Sie diese schöne Dame einstweilen zu Ihrer Frau Gemahlin führen, lieber Blacas, so würden Sie mich sehr verbinden," sagte der Prinz, „wie ich hoffe, wird Madame Claire bei uns bleiben. Lassen Sie die Herren eintreten! Liebes Kind, geben Sie dem Herrn Herzoge Ihren Arm, wir sehen uns nachher wieder!"

Der Herzog führte Claire durch eine andere Thür hinaus als die, durch welche er eingetreten. Der Prinz ging nachdenkend auf und ab, seine Gedanken waren bei der armen jungen Frau.

Zehn Minuten später etwa führte der Herzog von Blacas die beiden Edelleute bei seinem Gebieter ein.

Am Abend desselben Tages saß der sogenannte Graf d'Entraguês an einem offenen Fenster seiner Wohnung und blickte mißmüthig auf die Straße hinunter. Das schöne Frühlingswetter kümmerte ihn wenig, er war unruhig. Bald folgten seine Augen den Spaziergängern, die auf dem Wege nach Lazienki hinzogen, bald blickte er forschend nach der Stadt.

„Es ist mir unbegreiflich!" zürnte er leise, „das hat sie nie gethan! Sie liebt mich schon lange nicht mehr, ich weiß es, es ist ein Tropfen Bourbonenblut in ihr und" —

ein höhnischer Zug verzerrte d'Anethan's Gesicht — „ich liebe sie auch nicht; aber sie ist schön, sehr schön! Schöne Weiber sind zu vielen Dingen nütz, und selbst wenn sie so albern sind wie diese, Teufel! der alberne englische Lord in Turin wäre mir nicht entgangen, wenn sie nur etwas freundlicher gegen ihn gewesen wäre; ich hatte meine Rolle so gut gespielt, daß er mich für einen gefälligen Ehemann hielt und mich tief verachtete. Doch, wo kann sie sein? Möchte sie sein, wo sie wollte, wenn nur der Graf von Artois nicht in Lazienki wäre. — Ich habe eine unbestimmte Angst!"

Der Verräther schaute wieder zum Fenster hinaus, da sah er eine Karosse, die von Lazienki her kam!

Es sind die Pferde des Herzogs von Pienne, die andern armen Teufel haben keine Pferde mehr; der Todescandidat aber kann sich von den schönen Thieren nicht trennen, weil sie ihm der Kaiser von Rußland geschenkt hat.

Der offene Wagen kam näher; der Herzog von Pienne saß nebst dem Grafen Vavel de Versey darin.

„Das ist ein fremdes Gesicht," murrte der Verräther, während er sich ehrfurchtsvoll grüßend weit aus dem Fenster beugte, „das ich aber irgendwo schon gesehen habe. Was ist das?" rief er, sich bestürzt aufrichtend.

Die Herren waren vorüber gefahren, sie hatten ihn bemerkt, aber seinen Gruß nicht erwidert.

„Was bedeutet das? Der Graf von Artois ist in Lazienki, meine Frau ist seit Mittag fort und ich weiß nicht wohin? Der Herzog von Pienne, sonst der höflichste Mann von der Welt, der mir noch vorgestern die volle Zufriedenheit seines Monarchen mit meinem Dienste aussprach, der mich noch gestern freundlich grüßte, der fährt vorüber, ohne

meinen Gruß zu erwidern? Ha! dieses Weib, es ist bei dem Grafen von Artois, es ist in den Schooß ihrer Familie zurückgekehrt. Verdammt, die Person hat mich verrathen! Aber, was kann sie verrathen? Sie weiß nichts! Alles ist in Ordnung! Und selbst wenn sie mich hätte verrathen können, was hätte ich zu fürchten? Preußen ist in Frieden mit dem Kaiser, man wird nicht wagen, mir ein Haar zu krümmen! Und dennoch bin ich nicht ruhig!"

Zehnmal stand der Verräther im Begriff, zu Galon Boyer, dem offiziellen Handelsagenten Frankreichs in Warschau, zu gehen, aber er ging nicht, denn er hoffte immer noch, daß Claire zurückkehren werde, weil er es wünschte. Es wurde still und dunkel, die polnische Magd, welche er zur Bedienung seiner Frau angenommen, brachte Licht. Er sprach mit ihr, er verständigte sich nothdürftig mit ihr, er forschte sie aus, aber das Mädchen wußte offenbar nicht mehr, als was sie ihm gleich gesagt, daß ihre Herrin gegen Mittag ausgegangen.

Endlich entschloß sich d'Anethan, zu Galon Boyer zu gehen und sich bei ihm Raths zu erholen.

Der geheime Agent des Kaiserlichen Ministers schritt hastig durch die staubigen Straßen Warschau's und wand sich mit Ungeduld und Geschick zugleich durch das Gewirre der Wagen und Fahrzeuge aller Art, welche mit ewiger Hast und Unruhe unaufhörlich die Straßen der polnischen Hauptstadt nach allen Richtungen hin durchkreuzen und für den Unkundigen stets ein Schrecken, oft eine wirkliche Gefahr bilden, namentlich in der Stunde, wo die Dämmerung rasch der Dunkelheit Platz macht. In Warschau fährt Jeder, die Straßen sind auch kaum für Fußgänger einge-

richtet, denn so weit sie gepflastert sind, ist es auf eine so eigenthümliche Art geschehen, mit so spitzen Steinen, daß der Leiter der Pflasterung nothwendigerweise nur an des Rosses eisenbeschlagenen Huf, unmöglich aber an des civilisirten Menschen leicht beschuhten oder gestiefelten Fuß gedacht haben kann.

Auf mancherlei Umwegen gelangte der Graf d'Entraguês an die niedere Thür eines elenden Fachwerkhauses mit Schindeldach. Ohne sich aufzuhalten, drückte er die Klinke nieder und wollte eben eintreten, da hörte er, wie eine Stimme dicht bei ihm und ganz vernehmlich im reinsten Französisch sagte: „Da sehen Sie den Verräther, er geht zu Galon Boyer, in dessen Wohnung er sich durch dieses Hinterhaus schleicht!"

„Der Elende!" antwortete eine andere Stimme.

Trotz seiner Befürchtungen, trotz seiner Unverschämtheit war der Graf d'Entraguês erschrocken stehen geblieben und hatte sich umgeschaut, aber es war bereits so dunkel, daß er kaum die Gegenstände in seiner nächsten Umgebung zu erkennen vermochte. Zwei, drei rasch hintereinander vorüber rasselnde Wagen machten ihm jeden weiteren Schritt, jede weitere Nachforschung, wenn ihm an einer solchen gelegen gewesen wäre, unmöglich. Er hatte nichts gesehen, als zwei dunkele Gestalten in unbestimmten Umrissen, aber die Worte in französischer Sprache hatten ihm verrathen, daß er entdeckt und von wem er entdeckt!

Geflissentlich hatte man ihn diese Worte hören lassen.

Der Verräther sann eine Weile, dann trat er in die Hütte und verfolgte seinen Weg durch Hintergebäude und

über schmutzige Höfe, bis er das Haus betrat, das Salon Boyer bewohnte.

Der französische Handelsagent war nicht zu Hause und es war eine schmerzliche Stunde der Ungeduld, der Pein und der Erwartung, die Graf d'Entragês zubrachte in dem einsamen Gemach, in das Salon Boyer's Diener ihn geführt. Zwanzig Mal war er im Begriff zu gehen, aber er wußte eigentlich nicht, wohin, und doch bedurfte es einer Anstrengung aller seiner Kräfte, um die Ungeduld und die Unruhe zu beherrschen, die ihn zu verzehren drohte.

Endlich näherten sich rasche Schritte der Thür, der Graf athmete erleichtert auf, aber es war nicht Salon Boyer, der eintrat, sondern dessen Secretair.

„Baptistin sagte mir, daß Sie hier seien, Herr Graf", redete ihn der Secretair hastig an, „Herr Boyer ist abwesend, und vielleicht ist die Nachricht wichtig, die ich so eben von sicherer Hand erhalten habe."

„Reden Sie, ich bitte!" entgegnete der Graf, der einem Anderen gegenüber sofort seine unerschütterliche Ruhe und Kälte wieder gewann.

„Heute Morgen ist ein französischer Herr mit zwei Damen und einem Diener in eigenem Wagen mit Extrapostpferden hier angekommen und in einem bereits vorausbestellten Quartier am Zygmuntischen Platz abgestiegen. Einige Stunden nach seiner Ankunft ist er ausgegangen. Nach drei Uhr hielt die Equipage des Herzogs von Pienne ziemlich lange vor der Wohnung des Criminalrathes Schwarz, und der am Morgen angekommene Herr saß allein darin, bis der Herzog, der bei dem Criminalrath Schwarz einen

Besuch gemacht, wieder herunter kam. Dann fuhren die Herren nach Belvedere, wahrscheinlich nach Lazienki."

„Wußte Herr Boyer um die Ankunft des fremden Herrn?" fragte der Graf.

„Ja, und ich fürchte, Herr Boyer befindet sich auf einer falschen Fährte," entgegnete der Secretair, „denn da wir gegen Mittag erfuhren, daß die Wohnung durch den Capitain Melunoff, einen der russischen Verwandten des Grafen Krasinsky, bestellt worden sei, so kam Herrn Boyer die Sache so wichtig vor, daß er sich selbst zu dem Juden begab, der unsere geheimen Verbindungen mit Rußland vermittelt."

„Wo dieser Jude wohnt, wissen Sie wohl nicht?" fragte der Graf den Secretair mit eigener Betonung.

„Ich kenne den Mann wohl," antwortete der Secretair unbefangen, „aber Herr Boyer hat mir die Wohnung desselben nicht gesagt."

„Haben Sie etwas Neues aus Lazienki?"

„Ein Theil der Königlichen Familie geht morgen schon nach Mitau ab," erwiederte der Secretair, „auch diese Nachricht erfuhr ich so eben, und sie machte mich stutzig, denn früher war es, wie Sie wissen, anders bestimmt. Der König bleibt noch bis Dienstag. Es muß etwas vorgegangen sein seit der Ankunft dieses Fremden!"

„Meinen Sie?" fragte der Graf und seine Stimme klang so aufrichtig, daß der Secretair völlig sicher ihm eben seine Gründe entwickeln wollte, als der Handelsagent Galon Boyer wirklich eintrat. Ein Blick von ihm verabschiedete den Secretair.

„Nun, Graf," sagte der Agent, sich stöhnend in einen

Stuhl werfend, „Sie haben mir einen heißen Tag gemacht, ich mache Ihnen dafür wohl desto leichtere, denn um den Königlichen Hof brauchen Sie sich nicht weiter zu bemühen, dafür hat Ihre schöne Frau hinlänglich gesorgt.“

Der Agent lachte plump und rieb sich die Hände; er freute sich offenbar der Schlappe, die sein Genosse erlitten.

„Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr!“ sagte der Graf kalt.

„Glaub' ich, glaub' ich, obwohl ich sonst nicht viel glaube!“ rief Galon Boyer guter Laune, „aber lassen Sie sich's nicht verdrießen, nirgendwo mehr Gefahr für Sie, habe Alles schon abgemacht, aber freilich wünscht der Preußische Herr Polizei-Präsident, dieser liebe Herr von Tilly, daß Sie recht bald abreisen möchten. Da aber die Bourbonen Warschau verlassen, so wäre Ihre Mission so wie so zu Ende gewesen.“

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mein Herr, sich etwas deutlicher auszusprechen!“ sprach der Graf mit vollkommener Ruhe.

„Nun, Ihre schöne Frau Gemahlin ist ganz offen, kurz und gut, nach Lazienki gefahren, hat bei dem sogenannten Herrn von Ponthieu, dem Bruder des Königs, eine Audienz nachgesucht und dem Herrn gesagt, daß Sie der geheime Agent der Kaiserlichen Regierung seien, daß Sie die Berichte über die Bourbonen nach Paris lieferten, daß Sie einen Brief des Königs an die schwedische Majestät, — wissen Sie, Graf, Sie thaten sich etwas zu Gute auf diesen Streich, — copirt und nach Paris geschickt, daß Sie endlich mit mir und andern officiellen Agenten in Verbindung ständen; das wird so ungefähr der Hauptinhalt der Er-

zählung Ihrer Frau Gemahlin gewesen sein. Anfänglich hatten die Herrschaften in Lazienki Lust, Sie verhaften zu lassen und sich wenigstens Ihrer Papiere zu bemächtigen. Sie ließen auch deshalb bei einem preußischen Juristen anfragen, erhielten aber die Antwort, daß es unmöglich sei; polizeilich wäre es wohl möglich gewesen, aber die preußische Regierung mag eben auch keine Lust haben, sich in diplomatische Verlegenheiten wegen solch' einer Angelegenheit zu bringen, und deshalb wünscht sie auch, daß Sie sich von hier entfernen, denn die Herrschaften in Lazienki sollen die Absicht haben, Sie von Mitau aus durch die russischen Agenten reclamiren zu lassen; für jetzt sind Sie, wie gesagt, noch ganz sicher."

„Wissen Sie mir vielleicht zu sagen, wer der fremde Franzose ist, der heute Morgen angekommen?" fragte der Graf.

„Ich bin außer Stande," entgegnete Galon Boyer ärgerlich, „er ist bei dieser Geschichte betheiligt, darüber hege ich keinen Zweifel, aber ich kann nicht begreifen, in welcher Weise; er muß Verbindungen in St. Petersburg haben."

„Wissen Sie etwas von meiner Frau? Ist sie in Lazienki?"

Der Agent lachte auf eine so empörende Weise und verzerrte sein Gesicht so beleidigend dazu, daß den Grafen der Zorn zu übermannen drohte; mit Mühe nur hielt er an sich.

„Hätten Sie mir die kleine hübsche Frau früher anvertraut, Graf, so hätte sie Ihnen diesen Possen nicht gespielt. Wo sie jetzt ist? Hm! Wo soll sie sein? Bei dem Herrn Grafen von Ponthieu, dem Bruder des Königs. Wie ich

höre, wird Seine Königliche Hoheit die Dame mit nach England nehmen, als angenehme Reisegesellschaft!"

Der Agent lachte wieder unverschämt auf, aber der Graf antwortete mit einem Blick kalten Spottes; der plumpe Hohn des Agenten konnte ihn, der Claire's Verhältnisse zu Monsieur kannte, nicht treffen.

Galon Boyer und d'Anethan Entraguês trennten sich eben nicht mit den freundschaftlichsten Gefühlen für einander.

Viertes Capitel.

Salz, Sand und Sumpf.

Auf einem stattlichen Edelsitz in der nächsten Nähe der Preußischen Hauptstadt war an einem heißen Augustnachmittage des Jahres 1806 eine glänzende Gesellschaft versammelt. Man hatte in einem kühlen Gemach zu ebner Erde, dessen Thüren nach dem Garten zu geöffnet waren, gespeist; die Damen waren der Frau vom Hause bereits ins Freie gefolgt und hatten an dem Caffeetisch Platz genommen, der in dem kühlen, grünen Schatten der uralten, prächtigen Lindenbäume aufgestellt war, welche im weiten Kreise gepflanzt eine riesenhafte, hochgewölbte Laube bildeten über dem trockenen mit Kies und Sand reinlich befahrenen Platze.

Es war gar lieblich unter den Linden, denn von dem kleinen blauen See herüber, dessen Wellen den Rand des Gartens bespülten, wehete ein erquicklich kühler Hauch, und das Auge ruhete gern auf der weichen klaren Wasserfläche, in der sich die mit stattlichen Fichten und Tannen bestandenen Höhen, welche den See ringsum einschlossen, malerisch spiegelten.

Unter dem grünen Schatten der Linden entfaltete sich ein anmuthiges Bild. Die Damen, meist noch jung, waren in weiße und helle Farben gekleidet, und die jüngeren Herren, die ihnen gefolgt waren, trugen alle die prächtigen Uniformen der damaligen schweren Cavallerie; Söhne des Hausherrn, der unter dem großen Friedrich bei dieser Waffe gestanden, deren Vettern und Freunde. Offiziere von dem berühmten Regiment Gensd'armes in ihren rothen goldgestickten Gallaröcken; Leib-Kürassiere in weißen goldbordirten Röcken; von Beeren-Kürassiere in gelben Collets; Leib-Karabiniers in Weiß mit himmelblauen Kragen; von Quitzow-Kürassiere in blauen Leibröcken mit rothen und von Reitzenstein-Kürassiere in blauen Leibröcken mit gelben Kragen. Lauter Kürassiere in weißen hirschledernen Beinkleidern und hohen Steifstiefeln mit Manschetten, den Degen an der Seite, den Stock in der Hand und den weißen Federstutz auf dem quergesetzten Hute. Ob Lieutenants oder Rittmeister, Junker oder Stabs-Offiziere, war nicht zu erkennen, denn der jüngste Junker trug dieselbe Uniform wie sein Oberst, ohne alle Rangabzeichen.

Gings draußen laut und lustig zu unter den grünen Bäumen, so gings drinnen im Gemach noch lauter zu, aber keineswegs lustiger, denn die ältern Herren, die dort bei der Flasche saßen, politisirten und zankten sich auch ganz gehörig dabei.

Oben quervor an der Tafel saß der Oberst-Lieutenant von Bredow, der Hausherr, der hatte nur einen Arm, der andere lag bei Freiberg begraben, aber ein ganzes Herz, das sah man ihm an, denn seine Augen funkelten so hell und keck in dem alten faltenreichen Angesicht, und die Rechte

hielt so fest den Fuß des Silberbechers, der mit dem Bock und der Sturmleiter des Bredow'schen Wappens geschmückt war, umfaßt, daß man an dem kecken, frischen Soldatensinn des alten Reiters unmöglich zweifeln konnte.

Neben dem Oberst-Lieutenant saß der Geheime-Rath von Beireis, ein altes Fuchsgesicht mit glatten Manieren, aber giftigen Hohn auf den bleichen, dünnen Lippen; der war ein häufiger Gast im Bredow'schen Hause seit manchem Jahre schon, obgleich er in demselben wenig beliebt war. Der Hausherr hatte eine Schwäche für ihn, er bekannte das selbst, wenn er sagte: „laßt mir den Beireis, Kinder, er ist mir nun mal lieber, als alle die andern Federfuchser; ich glaube auch nicht, daß er so recht im Grunde was taugt, es ist mir sogar, als wenn der alte Sünder gar keine Ehre nicht im Leibe hätte, aber so lange das nicht bewiesen ist, dürfen wir es auch nicht statuiren, und ich hab's nun mal gar zu gern, wenn er seine Bosheiten auskramt gegen die Minister und ihre Fuchsschwänzer. Laßt doch, die paar Friedrichsd'or, die er mir abborgt und nicht wiederbezahlt, die kann der Oberst-Lieutenant von Bredow für seinen Spaß bezahlen!"

Der alte Herr hatte einen hellen Blick, er war selbst derb witzig in seiner Weise und liebte geistreiche Unterhaltung; bis zu einer gewissen Grenze nämlich, über die hinaus verstand er keinen Spaß, und eines Tages hatte er dem Geheimen-Rathe von Beireis, als derselbe über den alten Orts-Pfarrer, der ebenfalls ein Gast des Hauses war, seinen Spott treiben wollte, sehr kühl erklärt, der große Friedrich habe den witzigen Voltaire einstmals arretiren lassen; nun sei der Herr Geheime-Rath zwar

noch lange kein Voltaire, aber der Oberst-Lieutenant von Bredow sei ein Schüler Friedrich's des Großen und gesonnen, dem Beispiel seines Königs so weit als möglich zu folgen.

Das war ziemlich verständlich.

Den Rest der Gesellschaft bildeten ältere Offiziere mit einigen Edelleuten aus der Umgegend.

Unter diesen Letzteren zeichnet sich ein feiner Herr aus, etwa vierzig Jahre alt, mit ernstem, sinnendem Gesicht und dunkeln Augen, der wenig spricht, aber fast schmerzlich lächelt, wenn in dem politischen Gespräch die Lust zum Kriege gegen Frankreich, die damals wie Fieber in fast allen preußischen Herzen glühte, gar zu ruhmredig auftrat.

Es fielen harte Worte über den Grafen von Haugwitz und dessen Politik.

Einer der Herren erzählte mit einer gewissen Selbstgefälligkeit und nicht ohne, halb und halb wenigstens, seinen Beifall zu erkennen zu geben, daß die kriegerisch gesinnte Bevölkerung Berlins dem Baron von Hardenberg, dem abgetretenen Minister der Kriegs-Partei, eine Nacht-Musik mit Lebehoch gebracht, während der Minister Graf von Haugwitz vor einigen Tagen auf der Straße insultirt und zwar gröblich insulirt worden sei.

„Das will mir denn doch nicht gefallen, Herr Bruder!" sagte der Oberst-Lieutenant brummend. „Das ist ja eine ganz sonderbare Geschichte, daß die Berliner jetzt anfangen und sich's herausnehmen, über die Etats-Minister Sr. Majestät des Königs zu iudiciren! Tausend Donner, das schmeckt ja nach Paris von anno 89, damit fing der Betteltanz dort auch an. Unter dem großen König hätten sie

das mal probiren sollen, der würde ihnen geholfen haben, aber es wird jetzt Alles anders und so, wie mir's gar nicht gefällt."

Der Oberst-Lieutenant leerte seinen Becher unmuthig, aber schon während er ihn wieder füllte, kehrte ihm der alte Humor zurück, und er nickte einem Major von der Cavallerie, der ihm gegenüber saß, freundlich zu, als der sagte: „Ich weiß auch gar nicht, was sie mit dem Baron von Hardenberg für Staat machen wollen, ich habe nicht gesehen, daß er das Ding energischer und besser angegriffen hätte, als der Graf von Haugwitz, und da ich keinen Unterschied zwischen beiden finde, so ziehe ich den schlesischen Grafen, den Landsmann, doch dem wildfremden hannoverschen Baron vor."

„Ich bitte Sie, Herr Oberst-Wachtmeister," rief ein Anderer eifrig, „hat denn Herr von Hardenberg im December vorigen Jahres den gräulichen Vertrag geschlossen mit Bonaparte, oder Haugwitz? Jener Vertrag, durch den wir schmachvoll den Kaiser von Rußland in der Gefahr verließen und Oesterreich dazu, durch den wir uns mit England wegen Hannovers verfeindeten. Ein solcher Vertrag ist ganz unerklärlich, ohne an geheime Motive des Unterhändlers zu denken. Sie wissen, was man von Haugwitz ganz öffentlich sagt?"

„Entschuldigen Sie," nahm jetzt der obenerwähnte Herr ernst das Wort, „entschuldigen Sie, man sagt zwar leider ganz offen, daß sich der Graf von Haugwitz habe bestechen lassen von Bonaparte, man glaubt's auch, traurig genug, aber bewiesen hat's Niemand. Darum also möchte ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß der Graf von

Haugwitz nie für habgierig gegolten, daß der, als ein reicher Herr, man schätzt seine jährlichen Revenuen auf 40,000 Thaler, dem Staate stets ohne Gehalt gedient hat. Ich werde an seine Bestechlichkeit erst glauben, wenn sie mir klar bewiesen wird!"

„Bravo, gieb mir die Hand, Vetter," rief der Oberst-Lieutenant, „Sie müssen wissen, meine Herren, daß mein Vetter von Massow unter Haugwitz im auswärtigen Amt gearbeitet und quittirt hat, weil er sich mit seinem Chef nicht vertragen konnte."

„Halten Sie Herrn von Haugwitz für einen wirkichen Staatsman?" fragte Einer der Herren.

„Nein," versetzte der von Massow ernst und aufrichtig, „ein Staatsmann ist er nicht, aber er ist, von einem festen Willen gelenkt und geleitet, ein sehr geschickter Unterhändler."

„Geschickter, als Herr von Lucchesini?" fragte der Geheim-Rath von Beireis lauernd.

„Nein, aber viel brauchbarer!"

„Wie verstehen Sie das?"

„Der Marquis von Lucchesini wäre einer der ersten Diplomaten," erklärte der von Massow, „wenn er sich nicht in den Ruf der höchsten Schlauheit gesetzt hätte; dieser Ruf erschwert ihm jede Verhandlung, denn die Gegenpartei ist stets außerordentlich mißtrauisch und fürchtet fortwährend, von ihm überlistet zu werden."

Würde Lucchesini den Vertrag mit Napoleon abgeschlossen haben, wenn er an des Grafen von Haugwitz Stelle gewesen wäre?" fragte Beireis wieder.

„Ich bezweifle es nicht!"

„Vielleicht mißbilligen der Herr von Massow auch diesen Vertrag nicht in dem Grade, wie wir?"

Es war eine zudringliche Neugier in der Frage des Geheimen-Raths, die den Hausherrn verletzte. Herr von Massow aber, der vielleicht noch mehr in der Frage sah, lächelte bitter und sagte kalt: „Ich mißbillige den Vertrag im höchsten Grade, Herr Geheime-Rath, aber ich kann den Grafen, der ihn abschloß, nicht verdammen, sondern nur bedauern!"

Alle waren Ohr, und Herr von Massow, der das bemerkte, gab sofort seine Erklärung: „Nun, meine Herren, Sie haben den Kaiser von Rußland im vorigen Herbst hier gesehen, den Erzherzog Anton von Oesterreich ebenfalls; es ist kein Geheimniß, daß zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen ein Vertrag geschlossen wurde, in Folge dessen der Graf von Haugwitz im November abreiste, mit dem Auftrage, dem Kaiser Napoleon zu erklären, daß Preußen sich mit Oesterreich und Rußland alliiren werde, wenn Napoleon nicht die Vereinigung Frankreichs mit Italien wieder auflöse, Holland und die Schweiz wirklich freilasse u. s. w. Das waren stolze Forderungen, es war die Sprache, die Preußen ziemte. Leider aber hatte man dem Unterhändler diese stolzen Worte nicht allein mitgegeben, sondern in dem Staatsrath, der unter dem Vorsitz des Herzogs von Braunschweig, wie Sie wissen, vor Haugwitz' Abreise gehalten wurde, empfing derselbe als letzten mündlichen Befehl und Instruction, daß er keine Mühe scheuen, sondern alle seine Geschicklichkeit anwenden solle, um die Möglichkeit zu erringen, daß Preußen bis zum 22. December und, wo möglich, noch länger, das

Schwert in der Scheide behalten dürfe. Sie werden zugeben, meine Herren, daß Muth dazu gehört, mit solchen Instructionen zu Napoleon zu reisen. Indessen kam Herr von Haugwitz am 29. November in Brünn an, Napoleon, von den rusischen und österreichischen Herren gedrängt, rüstete sich zur Schlacht. Haugwitz hatte nur eine flüchtige Unterredung mit Napoleon, der sich natürlich mit der Schlacht mehr beschäftigte als mit dem preußischen Gesandten, den er bat, sich nach Wien zurückzubegeben. Sollte Herr von Haugwitz unter diesen Umständen mit der stolzen Erklärung Preußens hervortreten? Gewiß wäre das seine Pflicht gewesen, hätte er nicht den Befehl gehabt, bis zum 22. December Preußen die Neutralität zu sichern. Er ging nach Wien. Drei Tage darauf siegte Napoleon bei Austerlitz, die Russen zogen zurück, und Oesterreich beeilte sich, Frieden zu machen. Unter diesen ganz veränderten Umständen, die so überraschend waren, daß man sie hier lange nicht glauben wollte, schloß Haugwitz den jämmerlichen Vertrag, in welchem Preußen seine fränkischen Hauslande und Cleve mit Wesel gegen Hannover vertauschte, ungerechtes Gut nahm für altes Hohenzollern-Erbe. Der Vertrag ist abscheulich, ich verkenne es am wenigsten, aber Herr von Haugwitz erfüllte seine Instruction, er sicherte Preußen die Möglichkeit, das Schwert noch einige Zeit in der Scheide behalten zu dürfen. Und dann, meine Herren, dürfen wir doch, wenn wir nicht ganz ungerecht sein wollen, nicht vergessen, daß Herr von Haugwitz, als er seinen Vertrag hierher brachte, selbst dem Könige rieth, denselben nicht anzunehmen, nicht zu ratificiren und ihn zu entlassen. Sie wissen, daß trotz alles Geschrei's über

Haugwitz sein Vertrag doch angenommen und nur modificirt wurde. Dafür ist Haugwitz nicht verantwortlich."

Die Herren sahen sich traurig an.

„Ach, der König ist viel zu gut!" murrte ein eisgrauer Obrist.

„Unser allergnädigster Herr hat viel zu viel Achtung vor dem alten Herzog von Braunschweig!"

„Respect vor dem Helden von Crefeld," schrie der Oberst-Lieutenant, „sein Haar ist im Pulverdampf ergraut und unter dem Lorbeerkranz weiß geworden."

„Ach, wenn der König auf keinen Andern hörte, als den Braunschweiger, möchte es drum sein, aber Lombard! was meinen Sie Herr Prediger?"

„Sallust sagt," erwiederte der Gefragte: „eo tempore varius incertusque princeps agitabat, neque illi consilium satis placebat: ita, quocunque intenderat, res advorsae erant."

„Herr Prediger," sagte der Oberst-Lieutenant ernst, „ich hoffe, daß Sie in Ihrem lateinischen Vers keinen Tadel gegen Seine Majestät den König ausgesprochen haben, Sie wissen, daß ich Sie liebe und schätze, daß ich Ihnen dankbar bin für die Erziehung meiner Söhne und für die christliche Zucht, die Sie in der Gemeinde aufrecht halten, wenn Sie aber meinen allergnädigsten Herrn tadeln, sind wir geschiedene Leute!"

Der Geistliche beeilte sich, den lateinischen Vers, wie sich der Oberst-Lieutenant ausdrückte, so milde als möglich zu übersetzen, aber die Laune wollte dem loyalen Edelmann doch nicht gleich wiederkommen.

Die andern Herren nahmen sich nun in Acht, den Haus-

herrn nicht zu reizen, aber das Gespräch blieb doch ein politisches, denn die Ahnung nahender Ereignisse drückte zu schwer auf die Geister. Die Vorurtheile gegen Haugwitz hatten zwar durch Massow's Erklärung einen harten Stoß erlitten, aber sie verschwanden doch nicht gleich, und Herr von Massow sah sich genöthigt, noch ein Mal die Vertheidigung des Ministers zu nehmen, dessen System er verdammte, dem er auch persönlich fast feindlich entgegenstand.

„Herr von Haugwitz ist nicht der Mann, den ich liebe," sagte er, „ich habe andere Ansichten und Ueberzeugungen, als er, aber ich halte es für meine Pflicht, auch zu erwähnen, daß er sich lange weigerte, im Januar dieses Jahres nach Paris zu gehen und Napoleon den modificirten Vertrag vorzulegen. Bekanntlich nahmen wir Hannover und erklärten, wir würden es vorläufig bis zum definitiven Frieden behalten; endlich entschloß sich Haugwitz, nach Paris zu gehen, als er den also modificirten Vertrag zur Ratification hierhersendete, ließ er dem Könige durch den Marquis Lucchesini dringend empfehlen, nicht zu ratificiren, wenn die Armee noch auf dem Kriegsfuß sei. Leider war das nicht mehr der Fall, wir Alle wissen, mit welcher ungeheuren Eile und Hast demobilisirt wurde."

„Darf ich wohl fragen," sagte jetzt der Geheime-Rath Beireis, „aus welcher Quelle Sie alle diese genauen Nachrichten, die ich gewiß nicht zu bezweifeln mich erdreiste, haben?"

„Ich sehe keinen Grund, meine Quelle zu verschweigen," entgegnete der von Massow kalt, „die Nachrichten, die ich Ihnen gegeben, gründen sich auf Mittheilungen eines Mannes, der Ihnen gewiß nicht als Freund des Grafen von Haug-

witz verdächtig ist, ich verdanke sie dem Minister Freiherrn von Stein."

Der Geheime-Rath biß sich auf die Lippen.

Das Gespräch wurde jetzt allgemein, Herr von Massow schwieg; die Andern zählten die Beleidigungen auf, die Preußen seitdem von Napoleon's Uebermuth hatte hinnehmen müssen. In allen diesen Männern verrieth sich gereizte Stimmung gegen Frankreich, in Allen das grenzenloseste Vertrauen auf die Armee Friedrich's des Großen. Es war unter den alten Offizieren und den loyalen Edelleuten auch nicht Einer, der nicht fest überzeugt war, daß Napoleon's Glück zu Schanden werden müsse an dem Preußischen Schwerte.

Die Gläser wurden jubelnd zusammengestoßen, Blücher, Kalckreuth, Rüchel, vor Allem der Prinz Louis, die Führer der Partei, die den Krieg mit Frankreich wollte, wurden mit Gesundheiten gefeiert, so laut, daß die jungen Offiziere draußen es vernahmen und nun, Liebe und Dame vergessend, in's Gemach stürzten, um die Gesundheit der gefeierten Helden mitzukrinken.

Herr von Massow war aufgestanden und sah mit trübem Blick auf die jugendlich schwärmenden Männer und die tobenden Jünglinge.

„Vetter, Sie sehen so traurig darein," sagte der Oberst-Lieutenant zu dem ernsten Mann tretend, „wie, sind Sie nicht für den Krieg?"

„Traurig bin ich, lieber Vetter," antwortete der von Massow, „denn es ist Alles bei uns nicht mehr so, wie es sein müßte; für den Krieg bin ich, weil er gar nicht mehr zu vermeiden ist und wir endlich mal aus dieser falschen

und unerträglichen uns entwürdigenden Lage herausmüssen aber ich theile diese Siegeszuversicht nicht."

„Vetter," sagte der Oberst-Lieutenant fast beleidigt, „glauben Sie, daß Preußen besiegt werden kann?"

„Nein," entgegnete der von Massow voll und fest, „besiegt niemals, aber ich fürchte, wir werden Schlachten verlieren."

„Hm!" rief der Oberst-Lieutenant verdrießlich, „auch der große König hat Schlachten verloren."

„Wissen Sie, lieber Vetter," flüsterte der von Massow, „warum im Frühjahr so schnell demobil gemacht wurde? Sie wissen's nicht; ich will's Ihnen sagen, weil der Schatz erschöpft war. Der König hat sich bestrebt, die Schulden der vorigen Regierung zu decken, das ist ihm zum großen Theil gelungen; er hatte selbst wieder einen kleinen Schatz gespart, der ist dahin und wir haben kein Geld mehr. Darin liegt das ganze Geheimniß unserer Politik; wir haben uns bemüht, unsere Stellung als Großmacht zu behaupten durch Unterhandlungen, weil wir nicht die Mittel hatten, sie durch Thaten zu sichern. Das ist unser Verderben, die bloße Mobilmachung im vorigen Jahr hat uns erschöpft, wie nun Krieg führen?"

„Tausend Millionen," fluchte der alte Soldat ärgerlich, „aber wozu sind wir denn da? Warum verlangt der König nichts von uns; die Kornpreise sind hoch gewesen, auch der Kaufmann hat verdient, warum fordern Se. Majestät nicht?"

„Oho, Vetter," entgegnete der von Massow, „wenn alle Leute wären, wie der Oberst-Lieutenant von Bredow, aber da steckt das Grundübel; der lange Frieden hat all'

die Leute engherzig, selbstisch gemacht, das werden wir noch schrecklich erfahren; ferner kann ich Ihnen sagen, daß Se. Majestät auch jetzt noch eigentlich für den Frieden ist, weil er's für Gewissenspflicht hält, seinem Volke die Lasten und Leiden des Krieges zu ersparen, obgleich sein Hohenzollernblut ihn vielleicht mächtiger zum Kriege drängt, als Viele glauben. Ich halte den Krieg für nahe, aber er wird anders laufen, als die Kriegslustigen denken. Gott gebe, daß nicht Alles eintrifft, was ich fürchte!"

In dem Augenblick trat sporenklirrend ein junger Offizier in den Gartensaal, das Gesicht hochroth, die Augen funkelnd, die Uniform mit Staub bedeckt.

„Was ist das? Stechow, wo kommen Sie her?" fragte der Oberst-Lieutenant.

„Papa!" rief der junge Offizier wie außer sich, „große Nachricht, wir sind mobil. Hurrah! Es lebe der König!"

Ein betäubender Jubelruf folgte, man fiel sich in die Arme, einige weinten vor Wonne, der Oberst-Lieutenant befahl seinem Diener mit Donnerstimme, frische Flaschen zu bringen. Die Damen mischten sich unter die Männer, ihr Enthusiasmus war nicht geringer als der der Männer und steigerte diese in ihrer Aufregung.

Des Oberst-Lieutenants jüngste Tochter Emilie, ein liebes schönes Kind, welche seit einigen Wochen mit dem von Stechow verlobt war, setzte sich an's Clavier, spielte und sang begeistert ein Lied, das damals erst anfing bekannter zu werden:

Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterland's,
Heil König Dir!

Es war ein unbeschreiblicher Jubel in dem Hause des loyalen, alten Soldaten. Nur der Kammerherr von Massow theilte diesen Jubel nicht, aber ergriffen, tief ergriffen von dem Enthusiasmus der Jugend, denn auch die Krieger mit grauen Haaren waren jung in diesem Augenblick, stand er allein. Da trat der Geheime-Rath von Beireis zu ihm, der bis jetzt wie ein Jüngling geschrieen und getobt hatte, und fragte spitz: „Sie theilen unsere Freude nicht, Herr von Massow?"

„Dieser Enthusiasmus freut und rührt mich!" entgegnete der Kammerherr und entfernte sich von dem Manne, der ihm widerwärtig war. Aber auch seine stattliche Cousine, die Frau des Oberst-Lieutenants, zu der er sich gesellte, fragte ernst: „Nun? Sie freuen sich nicht?"

„Mir kam die Nachricht nicht überraschend, liebe Cousine," entgegnete von Massow lächelnd, „ich durfte nur nichts sagen, aber ich wußte seit drei Tagen, daß es dem Marquis von Lucchesini gelungen, sich in Besitz der geheimen Verhandlungen zwischen Frankreich und England zu setzen. Napoleon hat ohne Weiteres den Engländern die Rückgabe Hannovers zugesagt; diese Schändlichkeit hat dem Könige endlich die Augen vollständig geöffnet, er weiß jetzt, daß Napoleon Preußens Verderben will. Herr von Lucchesini hat bereits Befehl zur Rückkehr erhalten."

Die Herren befahlen jetzt ihre Pferde, der Oberst-Lieutenant erklärte, er werde am folgenden Tage nach Berlin kommen, bald saß er mit dem Geheimen-Rathe von Beireis allein und deducirte dem, der erst eine Stunde später fahren wollte, mit vollster Ueberzeugang, daß Napoleon verloren sei. —

Es war am folgenden Tage gegen Abend, als der Geheime-Rath von Beireis in einen der kleinen Gasthöfe der Friedrichsstadt trat, die wenig von Fremden besucht zu werden pflegten, sondern hauptsächlich Edelleuten, Predigern und Amtleuten vom Lande oder aus den Städten in der nächsten Umgebung Berlin's zur Unterkunft dienten, die nur auf einen oder ein paar Tage in die Hauptstadt kamen, um ihre Geschäfte abzumachen. Da dieses Publicum den Tag über nie zu Hause war, sondern den Geschäften, den Vergnügungen nachging, auch wohl Verwandte und Bekannte hatte, so genügte ihm ein anständiges Zimmer, es verlangte für sich sonst weiter nichts von der Gastwirthschaft, die sich fast lediglich auf die Sorgfalt für die Kutscher, Bedienten und Pferde ihrer Gäste beschränkte. Darnach war denn auch die innere Einrichtung dieser Gasthöfe.

Der Geheime-Rath von Beireis trat in eine Schenkstube, deren ochsenblutfarben angestrichene hölzerne Tische, Stühle und Bänke einer wirklich bäuerlichen Schenke Ehre gemacht hätten; der weiße Sand, mit welchem die rauhen Dielen bestreut waren, knirschte unter den Schritten, und der Wirth, welcher den märkischen Rosselenkern in Livree die Bier- und Branntweingläser füllte, war ein echter Landmann, der sich die volle Simplicität, die ursprünglichen Manieren und die drastische Ausdrucksweise der Landbewohner bewahrt hatte, trotz der Hauptstadt und ihren Verführungen. Er war schon der zweite „Kerl von außerhalb," den sich die wohlbeleibte und wohlhabende Wirthin „zum Fichtenbaum" als Gemahl zugelegt, richtig berechnend, daß sie als eine feine Berlinerin zwar die vornehmen Herr-

schaften kenne, daß aber ein Knecht vom Lande für die Kutscher, Bedienten und Pferde der Herrschaften besser passe.

Als der Geheime-Rath in die Schenkstube trat, erhoben sich sämmtliche Kutscher, Bediente und Knechte. Die Dienerschaft hatte damals noch Respekt vor den Höhergestellten, und der Wirth, die Zipfelmütze vom Kopfe ziehend, richtete sich kerzengerade auf, die Hände an den Nähten der Beinkleider; der Fichtenwirth war Soldat gewesen.

„Wohnt nicht Herr von Moritz aus Dresden bei Euch?" fragte der Geheime-Rath den Wirth, indem er den Leuten winkte, sich niederzusetzen, was indessen wenige thaten.

„Hm! Das ist ja wohl Deine Herrschaft, Sachse?" antwortete der Fichtenwirth auf einen Kutscher blickend.

„Herr Jesus, ja, das ist meine eigene Herrschaft!" entgegnete der Kutscher im reinsten Hochdeutsch von Pirna.

„Ist Deine Herrschaft zu Hause, mein Sohn?" fragte der Geheime-Rath.

„Der gnädige Herr ist so eben gekommen, aber's gnädige Fräulein noch nicht; belieben der gnädige Herr nur hinauf zu spazieren, ich werde Sie führen!"

Erst als der Geheime-Rath die Schenkstube verlassen, setzte der Wirth seine Mütze wieder auf und widmete sich der Bedienung seiner Gäste auf's Neue.

„Bist Du schon lange bei Deiner Herrschaft, mein Sohn?" fragte der Geheime-Rath den Kutscher, die knarrende Treppe emporsteigend.

„Herr Jesus, nein," antwortete der Kutscher mit ungeheuchelter Verwunderung, daß der Geheime-Rath das nicht mal wisse. „Sehen Sie, ich bin ja noch keine sechs Wochen

hier im Dienst, vorher habe ich zwei Jahre bei dem Herrn Kammerherrn von Gersdorf in Dresden gedient. Die Herrschaft hat mich auch nicht gerne gehen lassen, und wollte mir auch zulegen zum Lohne, aber sehen Sie, ich hatte keine Ruhe in Dresden, ich wollte in die Fremde, denn das Reisen ist nun mal meine Passion!"

Der sächsisch redselige Kutscher öffnete die Thür eines einfach meublirten, aber saubern Zimmers und ließ den Geheimen-Rath eintreten.

Ein junger, hübscher Herr erhob sich von dem Tische, an welchem er geschrieben, und trat dem Geheimen-Rath mit der höflichen Frage entgegen: „Ich habe die Ehre, den Herrn von Beireis bei mir zu sehen, wenn ich nicht irre?"

„Das bin ich," antwortete der Geheime-Rath, den Stuhl annehmend, den ihm der Fremde bot, „ich habe in Folge eines Briefes, den ich heute Vormittag erhielt, die Ehre, Ihnen meinen Besuch zu machen. Ich höre, daß Sie Franzose sind, mein Herr, darf ich der Sicherheit wegen französisch sprechen?"

„Sprechen Sie französisch, Herr von Beireis," antwortete der Graf d'Anethan Entraguès, denn er war der fremde Herr aus Sachsen. „Sie haben ganz richtig aus meinem Accent geschlossen, daß ich in Frankreich erzogen bin."

Das hatte der Geheime-Rath nicht gesagt, der Agent aber schob es ihm unter; er hielt es für nothwendig, immer in der Rolle zu bleiben, die er gerade spielte, auch da, wo es nicht gerade nothwendig war. So blieb er auch dem Geheimen-Rath von Beireis gegenüber Herr von Moritz aus Sachsen, er machte ihm nur die nothgedrungene Concession, daß er in Frankreich erzogen sei, um den

fremden Accent zu erklären, mit welchem er das Deutsche sprach.

„Ich bin beauftragt, Herr von Beireis, hier allerlei Erkundigungen einzuziehen, und man hat mich besonders auf Ihre Kenntniß der Verhältnisse und auf ihre freundliche Bereitwilligkeit, dem Kaiser zu dienen, verwiesen!“ so eröffnete der Agent das Gespräch.

„Ich bin bereit,“ erwiederte der Geheime-Rath geschmeidig, „jede Auskunft zu geben, die ich zu geben vermag, hoffentlich aber wird man sich in Paris auch ein Mal erinnern, was ich bereits geleistet!“

„Man wird es nicht vergessen,“ sagte der Graf, „aber darf ich Ihnen wohl hundert Napoleons zu den Auslagen aushändigen, welche Sie haben werden, wenn Sie mich in meiner Thätigkeit hier unterstützen?“

Der Geheime-Rath steckte ruhig die Goldrolle ein, welche der Graf aus einer Schatulle nahm, die vor ihm auf dem Tische stand.

„Der Gesandte, Herr von Laforest, klagt,“ nahm der Graf das Wort wieder, „daß seine Stellung hier unhaltbar werde. Ist sie es in dem Grade, daß seine Abreise nöthig?“

„Sie ist sehr schwierig, Herr von Moritz, außerordentlich schwierig, und wird es von Tage zu Tage mehr; doch, glaube ich, wäre die Abreise des französischen Gesandten von hier nicht klug, ich glaube, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist.“

„Welche Hoffnung meinen Sie?“

„Nun, die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens zwischen dem Kaiser und Preußen.“

„Doch sind alle Minister für den Krieg, bis auf den Grafen Haugwitz.“

„Sie sind nicht ganz gut berichtet, auch der Graf von Haugwitz ist für den Krieg, die friedlichen Alluren dieses Mannes sind ein Ergebniß fremden Willens.“

„Und dennoch, sagen Sie . . .“

„Und dennoch, sage ich, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist, den Frieden zu erhalten,“ sagte der Geheime-Rath eilfertig, „die friedlichen Alluren des Grafen Haugwitz geben mir diese Hoffnung, denn der Graf treibt keine eigene Politik, er ist immer nur der Träger der Politik, welche im Königlichen Cabinet gerade die Ueberhand hat; lassen Sie die Minister kriegerisch gesinnt sein, ich bin überzeugt, daß die Cabinetsräthe für den Frieden sind, dafür bürgt mir Haugwitz' Haltung.“

Der Graf nickte beistimmend.

Der Geheime-Rath fuhr fort: „Freilich werden die Cabinetsräthe einen sehr schweren Stand bekommen, den König zu überzeugen, daß es noch jetzt seine Pflicht sei, sein Volk vor den Schrecken des Krieges zu bewahren; der König wird eben so auch die Pflicht fühlen, die Kränkung der preußischen Ehre zu rächen, und man kann nicht wissen, für was sich Friedrich Wilhelm der Dritte in diesem Conflict der Pflichten entscheidet.“

„Wovon sprechen Sie?“ fragte der Graf.

„Nun, von den Verhandlungen mit England. Wissen Sie noch nicht, daß der Marquis von Lucchesini hinter die geheimen Verhandlungen des Kaisers mit England gekommen ist, daß man hier ganz genau darüber unterrichtet ist, wie der Kaiser dem Könige von England die Rückgabe des

Kurfürstenthums Hannover, das er erst eben an Preußen gegeben, angeboten hat?"

Der Graf biß sich auf die Lippen.

„Gestern ist Befehl gegeben, die Armee wieder mobil zu machen, und diese Ordre ist mit einem wahren Freudensturm begrüßt worden."

„Und doch hoffen Sie, daß der Frieden noch zu erhalten sei?"

„Ich hoffe es, denn die Gewissenhaftigkeit des Königs, seine Liebe für das Volk, scheut das Elend des Krieges; das weiß man im Cabinet trefflich zu benutzen, auch verleiht der große Geldmangel den Vorstellungen der Cabinets-Räthe ein noch größeres Gewicht."

„Die Kriegslust im Volke muß denn doch nicht so besonders groß sein," bemerkte der Graf mit einem kaum verhaltenen Anflug von Spott „wenn die Regierung unter diesen Umständen es noch wagen kann, den Frieden zu wollen!"

„Sie täuschen sich," entgegnete der Geheime-Rath, „das ganze Volk ist für den Krieg begeistert, in allen Ständen ist die Begeisterung; sie ist nicht überall rein, aber sie ist da. Die Armee hat noch keine Schlacht verloren seit der Zeit des großen Friedrich, sie ist überzeugt davon, daß sie keine verlieren kann; die preußische Armee aber repräsentirt den Adel. Der Handelsstand ist für den Krieg, weil er durch ihn von der englischen Blokade erlöst zu werden hofft; der Beamtenstand ist für den Krieg, weil hunderte von Carrièren gestört oder vernichtet sein würden, wenn alle die schon in Hannover und den neuen westphälischen Landestheilen angestellten Beamten wieder hierher

zurückkämen. Die große Masse der Bevölkerung ist für den Krieg, weil sie ihn seit sechszig Jahren nicht mehr kennt und fest überzeugt davon ist, daß der Sieg unauflöslich gekettet an die Fahnen des großen Friedrich!"

„Und diesem Volke gegenüber könnte der König von Preußen wagen, den Frieden aufrecht zu erhalten?" fragte der Graf mißtrauisch.

„Die Preußen sind keine Franzosen," antwortete der Geheime-Rath lächelnd, „hier wurzelt die Achtung vor dem Königthum so fest, daß kaum ein tadelndes Wort über den König laut werden würde, wenn er trotz alle dem in Frieden mit Frankreich bliebe. Man würde sich begnügen, seine Rathgeber zu verwünschen, die Franzosen zu verfluchen, aber man würde ihm anhänglich bleiben mit der alten Liebe und Treue!"

„Ich muß Ihnen glauben, Herr von Beireis," sagte der Agent nachdenklich, „aber in den höheren Ständen hier zählt der Kaiser doch manchen Freund!"

„Manchen? Ja, Einzelne, aber sie sind sehr einzeln, Herr von Moritz! Unter den Beamten und den sogenannten Gelehrten ist die französische Partei, wenn man das so nennen will, noch am stärksten vertreten, viel verlangen darf man aber auch da nicht."

„Aber ich vermag nicht an den Frieden zu glauben," nahm der Agent das Wort wieder, „wir kennen den Einfluß, den die Königin auf den König übt, und wir wissen, daß die Königin, so wie alle Prinzen und Prinzessinen für den Krieg sind!"

„Ich halte es für meine Pflicht, ganz offen mit Ihnen zu reden," antwortete der Geheime-Rath. „Man kennt

bei Ihnen diese von allen Preußen vergötterte Königin Louise nicht; ich zweifele nicht an ihrer Macht über das Gemüth des Königs, denn ich war Zeuge der Macht, die sie über andere Gemüther übte, aber es ist für die, welche das Innere des Königlichen Hofes kennen, kein Geheimniß, daß die Königin sich nie in Staatssachen mischt, daß sie den König, ihren Gemahl, nie zu bestimmen versucht; sie ist stets der Ansicht, die der König in politischen Dingen ausspricht, das ist ein Theil ihrer Religion, sie faßt so ihre Aufgabe als Gemahlin auf, sie ist in diesen Dingen nicht Königin, sondern die Frau Friedrich Wilhelms. Das ist die Wahrheit. Sie, die Königin, und ihre Schwägerin, die Prinzeß-Gemahlin des Prinzen Wilhelm, hegen eine tiefe Abneigung gegen Napoleon; sie sehen in dem Kaiser das große Princip des Bösen, entschuldigen Sie, aber ich muß offenherzig reden, das Deutschland und dem Christenthum feindlich ist, aber sie werden nie den König zum Kriege gegen Frankreich drängen."

Der Graf war sehr aufmerksam geworden. „Und die Prinzeß Louise und der Prinz Louis?" fragte er lauernd.

„Das ist etwas Anderes," nahm der Geheime-Rath das Wort, „dieser Neffe Friedrichs des Großen und seine Schwester bergen ihren Haß und ihre Verachtung, — verzeihen Sie das Wort, — gegen den barschen Emporkömmling, der sich Kaiser nennt, nicht. Diese Geschwister stehen an der Spitze der Kriegspartei, Prinz Louis will sich messen mit dem Kaiser, er ist der Held des Volkes, aber beide haben keinen großen Einfluß auf den König. Die Umgebungen der Königin äußern sich ganz anders über den Kaiser, als die der Prinzessin Radziwill

und des Prinzen Louis, der Unterschied ist gar nicht zu verkennen. Die Ausdrücke der französischen Blätter über die Königin, die hier mit dem größten Unwillen aufgenommen werden, zeugen von großer Unkunde der Verhältnisse. Die Königin ist gar nicht ein Mal hier, sondern im Bade zu Pyrmont, man hat Unrecht, sie eines feindseligen Einflusses anzuklagen!"

„Sie vertheidigen Ihre Königin sehr ritterlich!" warf der Graf spöttisch hin.

Der Geheime-Rath erröthete leicht, antwortete aber rasch: „Ich bin kein Unterthan des Königs von Preußen, Herr von Moritz, mein Landesherr ist der Fürst-Primas des Rheinbundes."

„Entschuldigung, das wußte ich nicht," versetzte der Graf leicht, „ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilungen und kann Ihnen versichern, daß man Ihrer gehörigen Orts nicht vergessen wird. Ich glaube, daß die Kriegsbegeisterung groß ist in diesem Volke, ich sehe, daß man auch bemüht ist, durch die Presse gegen uns zu wirken." Der Graf deutete auf einige Druckschriften, die auf dem Tische lagen. „Da ist eine Schrift, betitelt: „der alte Korbflechter im Invalidenhause," die mir durch ihren Stil beweist, daß Männer von Talent bemüht sind, eine Erhebung des Volkes zu bewirken; da lesen Sie, „Unsere Ehre ist unsere Sache. Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat keine Freude mehr an seiner Heimath," da „Wir wenden die Knechtschaft von den deutschen Brüdern." Herr, das ist deutlich, von Preußen aus will man ganz Deutschland unter die Waffen rufen gegen uns!"

„Man findet aber im übrigen Deutschland wenig Anklang damit!“ entgegnete der Geheime-Rath kühl.

„Das ist richtig,“ meinte der Agent, „aber es könnte uns doch Verlegenheiten bereiten, ich meine nicht im Fall einer Niederlage der kaiserlichen Armee, denn dieser Fall ist nicht denkbar, — aber schon in dem Fall, daß der Kaiser nicht gleich, nicht sofort und vollständig Sieger würde in dem Kampfe gegen Preußen, wären solche Aufreizungen gefährlich.“

„Auch durch das Theater wird auf das Volk gewirkt,“ bemerkte der Geheime-Rath. Wallensteins Lager ist jetzt ein Lieblingsstück, und nie singen die Wallensteiner das Reiterlied, ohne daß das Publicum begeistert und vollstimmig einfiele: „Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd, in das Feld, in die Freiheit gezogen!“ Neulich wohnte ich einer Vorstellung der Jungfrau von Orleans bei, da, als die Worte vorkommen:

Für seinen König muß das Volk sich opfern;
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

da brach das ganze Publicum in einen solchen Beifallssturm aus, daß ich mich nicht erinnere, jemals etwas Aehnliches erlebt zu haben.“

„Ich möchte einer Theatervorstellung hier beiwohnen!“ sagte der Graf.

„Ich erlaube mir,“ bemerkte der Geheime-Rath verbindlich, „Ihnen einen Platz in meiner Loge anzubieten, es ist Theaterzeit, und man giebt den politischen Zinngießer,

Sie können es nicht besser treffen. Es ist das ein Stück, nach einer alten Komödie des Dänischen Dichters Holberg bearbeitet, das unseren ungemein patriotischen Schauspielern stets Gelegenheit giebt, durch allerlei witzige Improvisationen die Kriegslust des Volkes noch mehr anzufeuern."

„Sie kennen das Terrain besser als ich," meinte der Graf bedenklich, „ist es gut, wenn Sie mit mir öffentlich erscheinen?"

„Warum sollte ich mit Herrn von Moritz, einem sächsischen Cavalier, nicht öffentlich erscheiuen?" fragte der Geheime-Rath halb spöttisch.

„Gehen wir!" antwortete der Agent aufstehend, „ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an, gehen wir!"

Während der Graf seinen Hut nahm, fragte er den Geheimen-Rath gleichgültig: „Die Auflösung des deutschen Reiches hat hier wohl keinen Eindruck gemacht?

„Man war durch die Stiftung des Rheinbundes darauf vorbereitet," meinte der Geheime-Rath, „man liebt hier Oesterreich nicht, aber es hat doch Eindruck gemacht, daß das letzte Band zerrissen ist, das die deutschen Stämme zusammenhielt, man ist hier deutscher gesinnt als man selbst glaubt, ich selbst habe mich verwundert, in Kreisen auf eine Liebe zum ganzen deutschen Vaterlande zu treffen, wo ich sie nicht vermuthet hätte."

„Nun, dann ist deutsche Gesinnung nur in Preußen, im übrigen Deutschland habe ich sie nicht gefunden!" versetzte der Graf mit so wegwerfendem Hohne, mit solcher Geringschätzung, daß selbst der Geheime-Rath sich auf's Tiefste verletzt fühlte, und er, der Söldner und Spion Frankreichs, sich getrieben fühlte zu einer Erwiederung.

„Hüten Sie sich, Herr von Moritz," sagte er finster, „es ist nicht Alles begraben, was man gerade nicht sieht, und auch die Todten können auferstehen!"

„Gewiß, mein Herr, am jüngsten Tage!" lachte der Graf, der keine Ahnung von dem Grolle hatte, den er in dem Geheimen=Rathe erregt hatte.

Herr von Beireis biß sich auf die Lippen und schwieg.

Die Herren gingen.

Der Weg von dem Gasthof zur grünen Fichte bis zum Schauspielhause war nicht weit, dennoch bemerkte der Geheime=Rath alsbald, daß man, entweder ihm oder seinem Begleiter, von ferne folge; es war ein langer Herr in einer Redingote von grünem Merino, der gemächlich hinter dem Paar herschritt, es aber nicht aus dem Auge verlor. Der Geheime=Rath, dem der Unbekannte auffiel, wegen seiner ziemlich ungewöhnlichen Kleidung zunächst, wollte sich überzeugen, ob derselbe nur zufällig einen Weg mit ihnen verfolge, oder ob er wirklich sie beobachte; er machte einen kleinen Umweg, der Fremde folgte, der Geheime=Rath ging ganz unnöthiger Weise noch eine Straße weiter, er folgte ihnen bis auf den Gensd'armen=Markt. Jetzt war der Geheime=Rath überzeugt, daß er beobachtet werde, er oder sein Begleiter, oder sie beide zugleich vielleicht. Er machte den Grafen darauf aufmerksam, der sich ziemlich kalt und zuversichtlich umdrehte, weil er fest überzeugt war, daß man ihn hier nicht kenne. In dem Augenblick aber, wo der Geheime=Rath den Verfolger bezeichnen wollte, wendete sich dieser und trat in das Hôtel de Brandenbourg. Das machte den Geheimen=Rath wieder un=

sicher, aber er war doch noch nicht ganz ruhig, als er mit seinem Begleiter in das Schauspielhaus gelangte.

Mehrere Bekannte begrüßten ihn beim Eintreten.

Die Herren hatten kaum Platz genommen und ihre Umgebung etwas gemustert, als der Geheime Rath in einer Loge gegenüber den langen Verfolger in der grünen Redingote entdeckte, der mit einem ziemlich großen Glase den Grafen ganz ungescheut beobachtete.

„Kennen Sie den Herrn, in der grünen Redingote da drüben, Herr von Moritz", flüsterte der Geheime=Rath, „er beobachtete Sie scharf, es ist unser Verfolger von der Straße."

Der Graf suchte mit seinem Glase; er hatte bald gefunden, was er suchte, die auffallend lange Figur war nicht zu verfehlen, er zuckte bei dem Anblick unwillkürlich zusammen, aber der Geheime=Rath bemerkte es nicht, konnte es nicht bemerken, denn mit meisterhafter Geschicklichkeit erhob sich der Graf in demselben Augenblicke etwas und grüßte leicht nach dem Fremden hinüber.

Dieser dankte auf den Gruß mit einem gravitätischen Kopfnicken.

„Ah! die Herren kennen sich!" sagte der Geheime=Rath völlig beruhigt.

„Ein Engländer, mit welchem ich in Italien zusammentraf!" antwortete der Graf leicht.

Der Geheime=Rath hörte ihn kaum, denn er hatte den Oberst=Lieutenant von Bredow zu begrüßen, der eben mit seiner Gemahlin und seiner jüngsten Tochter in eine Nebenloge trat.

Der Vorhang ging auf; der Geheime=Rath hatte nicht

zu viel gesagt, jede patriotische Anspielung wurde mit donnerndem Applaus und schallendem Bravo begrüßt. Durch den Beifall angefeuert, wurde namentlich der Schauspieler Unzelmann immer kecker in seinen improvisirten Einfällen.

„Es ist ihm bei Strafe verboten worden, zu extemporiren!“ flüsterte der Geheime-Rath seinem Nachbar zu.

„Nun, von Paris bis Roßbach ist's immer noch so weit wie sonst!“ sagte der Schauspieler.

„Bravo!“ schrie das Publicum jubelnd.

„Das kostet Strafe!“ warnte Unzelmann halblaut ein anderer Schauspieler, der mit ihm in Scene war.

„Das kostet Strafe!“ wiederholte Unzelmann ganz laut, „meinetwegen! welcher Patriot brächte heut zu Tage nicht gern sein Scherflein zum Altar des Vaterlandes!“

Donnernder Applaus.

„Sie werden gewiß noch eingesteckt!“ warnte der College.

„Eingesteckt!“ rief Unzelmann ganz laut, „ich werde eingesteckt? thut nichts! besser preußisch eingesteckt, als französisch gehohneckt!“

Das ganze Publicum erhob sich und gab seinen Beifall in stürmischer Weise kund; der alte Oberst-Lieutenant von Bredow rief „Bravo“ mit einer Donnerstimme, als wollte er seine Reiter in's Gefecht commandiren. Es war ein ungeheurer Tumult.

So ging's die ganze Vorstellung durch.

„Nun, zweifeln Sie noch an der Kriegslust des preußischen Volkes, Herr von Moritz?“ fragte der Geheime-Rath den Grafen, als der Vorhang gefallen war.

„Man hat sich die Verhältnisse anders vorgestellt!“

entgegnete der Graf leise, „doch lassen wir das jetzt; kann ich das Vergnügen haben, Sie morgen Vormittag bei mir zu sehen, Herr von Beireis?“

„Sie wissen, daß Sie zu befehlen haben!“ antwortete der Geheime=Rath sich verbeugend.

Man betrat den Corridor, und der lange Herr in der grünen Redingote trat dem Grafen entgegen: „Guten Abend, Sir!“

„Wie ist es Ihnen gegangen, mein Lord, seit wir uns in Turin nicht gesehen!“

„Gut!“ antwortete der Engländer kurz, „wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?“

„Ich danke!“ entgegnete der Graf, „sie wird sich freuen Mylord hier zu sehen!“

Die Herren verließen gemeinschaftlich das Schauspielhaus.

Der Geheime=Rath hatte sich empfohlen, Lord Bathurst und Graf Entragues gingen auf dem vom Mondlicht hell bestrahlten Gensd'armenmarkte noch eine Weile in eifrigem Gespräch auf und nieder. Dem französischen Agenten war die Begegnung mit dem englischen Agenten in mehrfacher Beziehung außerordentlich erwünscht und setzte ihn nur in Verlegenheit, weil der Britte in jedem Wort fast die eigensinnige Leidenschaft verrieth, die er für die schöne Claire gefaßt. Der Lord erhielt von dem Grafen das Versprechen einer Zusammenkunft mit Claire, von der ihr Gemahl behauptete, ohne zu erröthen behauptete, sie habe seit dem letzten Begegnen in Turin oft in den freundlichsten Ausdrücken von dem Lord gesprochen.

Mit großer Selbstgefälligkeit nahm Lord Bathurst diese Mittheilungen hin und verabredete mit dem gefälligen

Ehemanne einen Besuch zur Theestunde für den folgenden Tag.

Als der Lord sich von dem Franzosen verabschiedet hatte und in sein Zimmer im Hôtel de Brandebourg trat, fluchte er: „Verdamm' mich Gott, wenn ich mich nicht schäme, daß ich mit einer so elenden und erbärmlichen Canaille umgehen muß, als läge mir was d'ran; der verkaufte mir das herrliche Weib ohne Gewissensbisse, lothweise, wenn sie ein Weib wäre, das sich so verkaufen ließe. Oh! Claire! himmlische Claire! Verdammter Schurke! und doch muß ich mich freuen, daß ihr Gemahl eine solche Canaille ist; wäre er's nicht, so hätte ich ja nicht die geringste Aussicht, nicht die geringste Hoffnung. Geld wird er wohl brauchen, das Volk hier auf dem Continent hat niemals Geld, sein verbannter König wird ihn schlecht genug bezahlen —" der Lord hielt den Grafen für den Agenten der Bourbonen, er hatte keine Ahnung von dessen Verrätherei — „sein König wird ihn schlecht bezahlen und er wird seinem König schlecht dienen!"

Der Lord wurde in seinen sophistischen Raisonnements, in denen er sich bemühte, sich selbst zu beweisen, daß es seine Pflicht sei, die schöne Claire, das edle, herrliche, leidende Weib aus den Klauen eines Schurken, wie d'Anethan, zu reißen, durch den Eintritt seines Kammerdieners unterbrochen, der ihm einen Brief brachte, in welchem der Lord den Befehl erhielt, Berlin sofort zu verlassen und sich nach einem andern Bestimmungsort zu begeben.

Lord Bathurst sann eine Weile, dann sagte er entschlossen: „Die Sache ist dringend, aber ich kann nicht anders, ein Mal wenigstens muß ich sie sehen und sprechen,

dann habe ich wieder Muth, eine Weile weiter zu leben, ohne sie. Ich reise erst morgen Nacht."

Graf d'Anethan d'Entragues war ebenfalls in einiger Verlegenheit; es war ihm nicht gleichgültig dieses Zusammentreffen mit dem englischen Agenten. Er hoffte auch dem Lord allerlei Nachrichten abzulocken, vielleicht Dinge von Wichtigkeit, und endlich hatte der Lord stets Geld und er war fast immer in Geldverlegenheit, so groß die Summen auch waren, die er von der Kaiserlichen Regierung zog. Der Graf spielte hoch und liebte die Weiber, aber nur die, bei welchen man mit Gold siegt. Er wollte also in jedem Falle mit dem Lord in Verbindung bleiben. Die Leidenschaft, die Jener für Claire gefaßt, war aber das einzige Band, das zwischen ihnen bestand, er fühlte instinctmäßig, daß der Lord ihn verabscheue. Claire war nun nicht mehr bei ihm, wir wissen, wie er sie in Warschau verlor. Der Lord wollte zur Theestunde, wie verabredet, kommen. Alle Pläne des Agenten auf den Lord drohten zu Schanden zu werden.

Die Verlegenheit war in der That keine geringe, der gewandte Mann aber hatte, als er seine bescheidene Wohnung im Fichtenbaum betrat, bereits einen Plan, der ihn über dasselbe hinweg führen sollte.

„Das gnädige Fräulein sind schon heime gekommen!" meldete der sächsische Kutscher dem Grafen beim Eintritt.

Die Dame, welche der Diener das gnädige Fräulein nannte, wurde in Dresden schon und auch hier für die Schwester des Herrn von Moritz gehalten, sie bewohnte ein Zimmer neben ihrem angeblichen Bruder und hatte eine französische Kammerfrau, die schon ziemlich ältlich war, bei sich.

„Bitte, stehen Sie einen Augenblick auf, liebe Calliste, nur einen Augenblick!“ rief der Graf, in das Zimmer des gnädigen Fräuleins tretend.

Die Dame erhob sich ziemlich verwundert, aber gefällig lächelnd.

„Es wird gehen, o ja,“ sagte der Graf, „Sie sind nur wenig größer, haben allerdings bedeutend mehr Embonpoint, aber man kann ja stärker werden, ja, es wird gehen!“

Die Dame war lange nicht so schön als Claire und hatte nicht die geringste Aehnlichkeit mit derselben, aber sie hatte ein gewisses Etwas in ihrem Wesen, was erklärlich machte, daß ein Mann, wie der französische Agent, mehr Geschmack an ihr finden konnte, als er an Claire je gefunden.

Er hatte eine lange Unterredung mit ihr.

Am folgenden Mittag erhielt Lord Bathurst ein zierliches Billet, das lautete: „So eben erfahre ich, mein Lord, daß Sie hier sind; der Graf hat Sie heute zum Thee geladen, läßt Ihnen aber seine Entschuldigung machen und Sie bitten, uns morgen zu beehren, da er heute behindert ist. Ich hätte der Großmuth Mylords Vieles zu vertrauen und haben Sie mir auch nur einen Theil Ihrer früheren Zuneigung bewahrt, so können Sie mir einen Dienst leisten für den ich Ihnen ewig dankbar sein würde. Wollen Sie einer sehr unglücklichen Frau helfen, Mylord, so kommen Sie heut Abend nach 9 Uhr zu mir, meine Kammerfrau wird Sie erwarten an der Thür des Gasthauses; die alte, treue Dienerin wird bei unserer Unterredung gegenwärtig sein, denn ich bin aus gewissen Rücksichten genöthigt, My-

lord ohne Licht zu empfangen. Ich weiß, daß ich einen verzweifelten Schritt thue, ich bin außer mir, kommen Sie nicht, Mylord, vergessen Sie mich! Claire."

Der Lord küßte tausend Mal diese Zeilen, ging am Abend, gerührt über das Schicksal der edlen, unglücklichen Frau, zu dem Rendezvous und verließ noch in derselben Nacht Berlin, selig und überzeugt von der Liebe Claire's fest entschlossen, sie von d'Anethan zu erlösen, sobald es irgend möglich.

Fünftes Capitel.

Der Jäger Kriestaedt.

Ein märkischer Sonnabendnachmittag im November des Jahres 1806, die Witterung naßkalt, die Luft dick und nebelig, die Wege schmutzig und zwar unergründlich schmutzig und doch war der Markt der belebten Kreisstadt zahlreicher besucht gewesen, als sonst vielleicht bei Wetter und Wegen der Art. Viel Geschäfte und Käufe freilich waren nicht gemacht worden; deshalb waren die Gutsherrn und Prediger, die Pächter und Bauern der Umgegend auch nicht zu Markte gekommen, nicht der gewohnte Verkehr hatte sie zusammengeführt, wie sonst in friedlichen Zeiten, sondern lediglich das Bedürfniß, sich zu sehen oder sich mitzutheilen über das besondere Leiden in dem großen Elend, das über das ganze Vaterland hereingebrochen war und auf Allen gemeinsam lastete.

Die Unglücksbotschaften waren mit Blitzesschnelligkeit durch das Land geflogen, zuerst die Kunde von dem blutigen Vorspiel von Saalfeld, in welcher jener schlachtenkühne Neffe des großen Friedrich gefallen, dem so Viele die Hauptrolle in dem großen Drama zugedacht; aber man hatte

9*

kaum Zeit gehabt, den ritterlichen Prinzen zu beklagen, als es unheimlich und dunkel erst verlautete von den furchtbaren Niederlagen bei Jena, Auerstädt und Halle, dann aber wenige Tage später versprengte Trümmer des vaterländischen Heeres und dicht hinter ihnen her die feindlichen Vortruppen auch die trübsten Befürchtungen rechtfertigten.

Das Volk der Marken stand anfänglich starr und stumm bei diesen Unglücksfällen, es war unmöglich und doch war's geschehen! Zwar hatte viel fremdes, geworbenes Volk bei der Königlichen Fahne gestanden, aber den Kern der Regimenter bildeten doch treue und feste märkische, pommersche, schlesische und preußische Landeskinder, bei der Cavallerie zumal. Daß die nicht feige waren und schlechte Soldaten, das wußten deren Väter, Brüder und Weiber gut genug. Die Offiziere gehörten dem Landesadel an und die alten Geschlechter wußten gut genug, daß der kriegerische Muth der Altvordern nicht erloschen war in ihren Söhnen. Feldherren vom höchsten Kriegsruhm hatten den Oberbefehl gehabt und dennoch geschlagen! so furchtbar geschlagen, daß auch kein einziges Reduit blieb, hinter welches sich der gekränkte, der auf's tiefste verletzte, der niedergeschmetterte Nationalstolz hätte flüchten können.

Man suchte nach Erklärungen des Unerhörten, man mußte etwas haben, sich daran zu halten, um sich selbst zu retten aus diesem heillosen Chaos des Unglücks, aber man suchte die Erklärung nicht da, wo sie war, in der antiquirten Kriegführung, in der schwerfälligen Heeresverwaltung, in den künstlichen militairischen Institutionen, denn um diese lag ja noch der Nimbus von Friedrichs des Großen Glorie; es war von dem Volk am wenigsten zu verlangen, in dem

den Grund von Preußens Fall zu suchen, was es so lange als den Stolz Preußens betrachtet hatte, in der Friedericianischen Organisation, da sich selbst die meisten der höheren und höchsten Offiziere und Feldherrn über diesen Punkt täuschten.

In einer bequemen Verehrung für den Namen und die Schöpfungen des großen Friedrich hatte man den Geist Friedrich's verloren, hatte in eitler Selbstüberschätzung die ungeheuren Fortschritte der Kriegskunst und Kriegsführung seit Napoleon Bonaparte's Auftreten ignorirt und dann die alte Heeres-Maschine in Bewegung gesetzt gegen des neuen Schlachtengenius kriegsgewohnte Völker, ohne auch nur noch die Kraft dazu zu haben, diese Maschine richtig zu leiten. Beim ersten Zusammenstoß mit den Sturmcolonnen der Revolution unter Napoleon's Führung brach die alte preußische Heeresmaschine zusammen und flog, in tausend Trümmer zerschmettert, klirrend auseinander. Was half's, daß die einzelnen Theile der Maschine vom besten märkischen oder pommerschen Stahl und Eisen? was half die Trefflichkeit vieler einzelner Stücke? die Bänder, die sie zusammenhielten, brachen.

Da liegt die Erklärung von Preußens Unglück in jenem Trauerjahr, aber wer suchte sie dort? nur sehr Wenige, und die große Masse verlangte und fand eine andere Erklärung. Sehr bald tauchte die furchtbare Sage auf, daß Preußen gefallen sei durch den Verrath Einzelner, und bald zürnte es grimmig durch das ganz Land: Verrath! Verrath! Der König ist verrathen worden, Preußen ist verrathen worden!

Kaum stand das fest bei diesem treuen, hartnäckigen

Volke, und es mußte ihm bald zur Gewißheit werden, da es sich das Unbegreifliche nicht anders zu erklären vermochte, als auch nach den Verräthern gesucht wurde, und nun wurde in den Augen des Volkes Alles zu einem Acte der Verrätherei. Selbst die höchsten Führer der Armee wurden nicht geschont, und der Fluch des Verräthers auf das Haupt von Männern gewälzt, die in ehrenhaftester Weise ihre Pflicht gethan bis zuletzt, die aber freilich das Unvermeidliche nicht hatten hindern können. Die Umstände kamen diesem Verrath=Fieber, was die Massen ergriff, grauenvoll zu Hülfe. Schlag auf Schlag fielen die starken Festungen, um die sich die letzte Hoffnung gesammelt. Das hohe Bollwerk Preußens an der Elbe fiel, die Veste Magdeburg und der in stolzen Kriegsehren ergraute Gouverneur, General von Kleist, aus einem Geschlecht, in dem es niemals weder Verräther, noch Feiglinge gegeben, das eins oder mehrere seiner Glieder begraben hat auf jedem Schlachtfeld, wo eine preußische Fahne wehte, er war zum Verräther gestempelt. Die Organisation, welche das hohe Greisenalter, das zwischen Starrsinnigkeit und Muthlosigkeit hin und her schwankte, zum Gouverneur der Festung machte, das hat Magdeburg verrathen. Aber es war nicht Magdeburg allein, auch Spandau, Stettin und Küstrin fielen, Küstrin am schimpflichsten. Es waren das jammervolle Beispiele von Kopflosigkeit, Herzlosigkeit und Feigheit. Die Commandanten dieser Festungen waren Edelleute, natürlich, denn dem Adel gehörten die höhern Offizierstellen ausschließlich damals — daß die Artillerie=Offiziere der Plätze, unter denen mancher nichtadeligen Standes, einen großen Einfluß auf das Schicksal der Festungen hatten,

soll nur nebenbei bemerkt werden, — und nun verbreitete sich in den Städten namentlich rasch die abscheuliche Kunde, durch Verrath oder Feigheit der adeligen Offiziere sei Preußen gefallen. Auf dem Lande, wo man die Junker kannte, fand diese schändliche Beschuldigung wenig Eingang, in den Städten aber, wo man sich an allerdings sehr traurige und leider auch zahlreiche Beispiele adeliger Unwissenheit, junkerlichen Hochmuths und militairischer Pedanterie erinnerte, wo namentlich der bürgerliche Beamtenstand den Adel haßte und neidete, da wurde mit einem beklagenswerthen Eifer Alles, was Einzelne gefehlt und gesündigt, einem ganzen Stande zum Vorwurf gemacht und ein ganzer Stand darum verdächtigt und mit Schmähungen überhäuft.

Da saßen sie hinter den grünen Tischen und am warmen Ofen und schleuderten, theils selbst getäuscht, theils in bewußter Niederträchtigkeit, ihren Fluch auf die Junker, die zu Hunderten ihr Leben ausgehaucht hatten, den Heldentod sterbend für den König und das liebe Vaterland, oder noch kämpften, altpreußischen Schlachtenruhms würdig, wo des Königs Fahne hoch wehete.

Das ist empörend, daß Diejenigen, die nichts thaten, das Gericht, das über ein ganzes Volk gekommen war, als die Verschuldung eines Theiles des Volkes darstellten, und zwar des Theils, der mit dem Schwert in der Hand unter Hunger und Kummer, Frost und Elend selbst da noch seine Pflicht that, als die Nichtsthuer meist schon überzeugt waren, daß Preußen aufhören werde, zu existiren.

Das ist empörend, aber das Empörendste ist's nicht, das ist erst das, daß diese Leute die Geschichte gefälscht haben bis auf unsere Zeit, daß noch heute in weiten Kreisen

die Feigheit und der Verrath der Junker von 1806 als Kampfruf gegen den Adel dienen muß, jetzt, wo man es lange weit besser weiß, was damals Preußen stürzte. Die Feldherren und Führer der preußischen Armee, welche die Fahnen Preußens zwei Mal siegreich bis Paris führten, es waren lauter Junker von 1806.

Was von einzelnen Individuen von adeliger Geburt in jener furchtbaren Zeit gefehlt und gesündigt, man möge es tadeln so scharf und so derb, wie man es verantworten zu können meint, aber es ist schändlich und verächtlich, damit noch immer, es geschieht fast täglich noch, einen ganzen Stand verunglimpfen zu wollen. Bürgerliche, von musikalischen Maurermeistern in Berlin an bis zu Königlichen Cabinetsräthen hinauf, alle Dicasterien der Beamtenwelt durch, könnte man genug anführen, um eine gewaltige Schaar von Feiglingen und Verräthern daraus zu bilden; dem Adel ist es nie eingefallen, aus diesen Individuen dem ganzen Bürgerstande ein Verbrechen zu machen. —

Mittag war lange vorüber. Unter den Letzten, welche die Kreisstadt verließen, befand sich ein schon älterer Mann mit ernstem Angesicht, dessen Auge, langsam umschweifend, den Jäger verrathen haben würde, hätte er auch den grünen Rock nicht getragen und das Waidmesser. Ein kleiner, enger Mantel, Matin nannte man so ein Ding damals, lag lose auf seinem linken Arm, und mit leichten Schritten ging er über die hölzerne Brücke, durch welche die letzten Häuser der Stadt mit dem Posthause verbunden waren, das drüben am anderen Ufer des Flusses lag.

Es dämmerte bereits, und der Jäger blieb, als er die Brücke überschritten, einen Augenblick stehen, dann ging er,

nachdem er einen scharfen, prüfenden Blick auf die niedere mit Nadelholz bestandene Hügelkette geworfen, die ihm zur Linken lag, rechts hinüber in das Posthaus. Er trat in ein großes Zimmer zu ebener Erde, eine altmodige, aber anständige Wirthsstube, wo nicht nur die fremden Reisenden während des Umspannens abtraten, sondern auch die Honoratioren des Städleins, der Neuigkeiten wegen, fleißig verkehrten.

Sein Eintreten erregte, wie das immer in aufgeregten Zeiten, einige Aufmerksamkeit; als er aber die Mütze abnahm und im Dialect des Landes seinen Gruß bietend nach dem Verschlag schritt, in welchem sich das Bureau des Posthalters befand, bekümmerte man sich weiter nicht um ihn, sondern fuhr in der Unterhaltung fort, die sich natürlich um die Ereignisse des Tages drehte. Nur Einer frug, dem Jäger nachblickend, seinen Nachbar: „Wer ist das? Den Mann muß ich schon mal gesehen haben?“

„Sehr wahrscheinlich, Herr Kämmerer,“ antwortete der Gefragte, eine dichte Dampfwolke aus seiner kurzen Pfeife emporwirbelnd, „es ist der Jäger des Kammerherrn von Königsmarck drüben!“

„Richtig!“ antwortete der städtische Finanzminister sehr zufrieden, „ich täusche mich nie!“ Er belohnte sich mit einer großen Extra-Prise für seinen Scharfsinn.

Indessen war der Jäger in den Verschlag getreten, in welchem der Posthalter seine Expedition hatte. Der Posthalter war ein alter Offizier vom ehemaligen Freibataillon von Wunsch.

„Guten Abend, Herr Hauptmann!“ grüßte der Jäger.

„Guten Abend, guten Abend!“ antwortete der alte

Soldat leise aber hastig: „habe Ihn lange erwartet, Kriestaedt. Wo zum Teufel hat Er denn so lange gesteckt? Es ist aber noch nicht zu spät. Der Herr Kammerherr hat mir sagen lassen, daß Er der Mann wäre, ein schwer Stück Arbeit zu machen.“

Der Jäger nickte.

„Es gilt,“ flüsterte der Posthalter, „einige dreißig brave Burschen bis an die Oder zu bringen, die sich selbst ranzionirt haben; sind sie erst über die Oder, so wird Gott schon weiter helfen bis zur Armee, oder bis Colberg. Will Er Sr. Majestät dem Könige dreißig Soldaten erhalten, so führe er sie an einen Ort, wo sie über die Oder kommen können.“

Die Augen des Jägers blitzten, er wollte reden.

„Sei Er still,“ flüsterte der Soldat. „Es ist ein schwer Stück Arbeit, Kriestaedt, ich kenne Ihn nur so von Ansehen!“

„Der Herr Kammerherr aber kennt mich!“ warf der Jäger leise ein.

„Richtig, Seine Herrschaft versichert mich, daß Er meilenweit aller Schliche kundig; getraut Er sich, das Stück Arbeit zu machen?“

„Mit Gottes Hülfe!“ entgegnete der Jäger ernst und bestimmt.

„Er ist ein braver Kerl, Kriestaedt,“ sagte der Posthalter leise, aber sehe Er sich vor, es sind böse Leute im Lande, der Teufel weiß, seit der Franzose mächtig bei uns, hat alles schlechte Gesindel Oberwasser. Er glaubt gar nicht, was man jetzt für Reden zu hören bekommt, und überall drängt sich's ein und nistet sich's ein; ich weiß

nicht was, aber es ist was Fremdes, was nicht nach Preußen gehört, und doch sind's Leute, die immer hier waren!"

„Ja, ja, Herr Hauptmann," antwortete der Jäger, als der Posthalter trübe sinnend schwieg, treuherzig; „jetzt zeigt sich, was ächt und was falsch; aber auf dem Lande ist's nicht so, es sind meist die Stadtleute, die jetzt den König, ihren eigenen König und die Großen schimpfiren. Sie brauchen mir nicht zu sagen, daß die Landsleute, die ich führen soll, in der Höhle am Colmberge liegen: in der Stadt hörte ich's schon, deshalb komme ich so spät; ich habe dem Kerl, er ist Schreiber bei dem Justiz-Commissär, einen tüchtigen Rausch angehängt, wir müssen die Leute in Sicherheit bringen, so lange der Rausch dauert, denn ich bin überzeugt, daß die Canaille unsere Landsleute an die Franzosen verrathen wird."

„Vor dem Kerl muß man sich in Acht nehmen," murmelte der Posthalter, „warte, ich will Dich — also darum? Nun, Kriestaedt, hier hat Er eine Düte Zweigroschenstücke, die kann Er besser brauchen, als die zwei Friedrichsd'or, die mir Sein Herr dazu gegeben; nun stecke Er sich in jede Tasche eine Flasche Branntwein und nehme Er den Sack Taback unter den Arm. Wenn die Leute einen warmen Schluck und eine Pfeife Taback haben, geht das Marschiren viel besser, weiß das aus Erfahrung. Geh' Er mit Gott, und denke Er, daß kein Dienst vergessen wird, den Er dem Könige leistet. Die Losung ist: Friedrich Wilhelm, das Feldgeschrei: Schwertknopf!"

Der Jäger steckte die Flaschen ein und nahm den Tabackssack unter den Matin, dann sagte er: „Gott befohlen,

Herr Hauptmann; ich möchte Sie noch bitten, im Fall daß ich nicht wiederkomme, Sie wissen schon, daß das passiren kann, also grüßen Sie den Herrn Kammerherrn noch vielmals von mir, und er möchte nicht vergessen, den braungefleckten Jagdhund, der in der Dressur ist, Niclot zu nennen, ich hab's dem Mecklenburger versprechen müssen, von dem wir ihn haben, und möchte doch gern mein Wort halten!"

„Es soll geschehen, gewiß, mein Sohn!" antwortete der Hauptmann, der, von einer Rührung ergriffen, des Jägers Hand nahm und sie herzhaft drückte.

Der Königsmarck'sche Diener grüßte militärisch und ging, der Posthalter aber murmelte vor sich hin: „Das ist unsere ächte märkische Art, und so haben wir noch Viele. Weiß der Teufel, wo das verfluchte Gesindel herkommt, das jetzt den Mund so weit aufreißt; na, wartet nur, wenn der König wiederkommt, wollen wir Euch zu einem Tanze aufspielen, der Euch nicht gefallen soll!"

Obgleich es fast dunkel war, als der Diener des Hauses Königsmarck das Postgebäude verließ, und der Regen, der niederzuriefeln begann, schwerlich Leute in's Freie lockte, so schlug Kriestaedt doch nicht den geraden Weg ein, zu dem Fichtenholz, in welchem er die Ranzionirten finden sollte, sondern machte einen scheinbaren Umweg, der ihn indeß zu einem Richtsteig führte, der Wenigen bekannt sein mochte. Dadurch hatte er ein Paar Späheraugen getäuscht, denn in der Gaststube saß seit mehreren Stunden schon ein verdorbener Kaufmannsdiener aus der Stadt, der so gut wie der Posthalter wußte, wo die preußischen Ranzionirten versteckt lagen, der auch wußte, daß dieselben aus dem Posthause mit Speise und Trank versehen worden waren, und

den Aufenthalt der Soldalten seines Königs bereits an das nächste französische Commando verrathen hatte. Dieser Mensch, der in der Gaststube den Erfolg seiner Anzeige abwartete, hatte einen unbestimmten Verdacht gegen den Jäger, er folgte ihm leise beim Hinausgehen, kehrte aber beruhigt zurück, als er denselben scheinbar die entgegengesetzte Richtung einschlagen sah.

Kriestaedt hatte indessen, rüstig zuschreitend, im Geist seinen Feldzugsplan entworfen; vor seinen Augen stand das ganze Terrain, das er bis zur Oder zu durchmessen hatte, er sah das ganze Netz der Wege vor sich, und erwog genau die Beschaffenheit derselben in jetziger Jahreszeit. Er war bald damit fertig. Dann kehrten seine Gedanken nach dem Hause seiner Herrschaft zurück, und er war unzufrieden mit sich, daß er vergessen, der Frau Kammerherrin durch den Posthalter sagen zu lassen, wo er gewisse Vorräthe von Feldfrüchten versteckt, um sie vor dem Feinde zu bergen. Endlich beruhigte er sich: „Entweder komme ich zurück, ehe die Herrschaft sie braucht, oder ich komme nicht wieder, dann ist's nicht meine Schuld, und die Herrschaft denkt zu gut von mir, daß sie mich's sollte entgelten lassen."

Kriestaedt betrat einen schmalen Waldpfad, er trat mit Absicht fester auf, als sonst seine Gewohnheit war, denn er war nahe der Höhen am Colmberge. Es dauerte auch nicht lange, so wurde er halblaut angerufen: „Werda!"

„Gut Freund, Freund des Königs von Preußen!" antwortete der Jäger.

„Hast Du Losung und Feldgeschrei?"

„Friedrich Wilhelm und Schwertknopf! Ich bin der Jäger Kriestaedt."

„Es ist schon recht, Landsmann, komm, die Kameraden sind zum Abmarsch bereit!“ —

Er führte den Jäger in die Höhle; einige dreißig Soldaten, halb in abgerissenen Uniformstücken, halb in Lumpen, umringten ihn und begrüßten ihn herzlich. Es waren Soldaten von verschiedenen Regimentern, sie waren versprengt, gefangen, hatten sich einzeln selbst befreit und sich nun zusammengefunden; es waren Leute darunter, die in ihre Heimath viel leichter hätten gelangen können, als über Elbe und Oder zum Heere, aber der preußische Soldatengeist war lebendig in ihren Herzen unter den Lumpen noch, sie wollten zur Fahne, zu der sie geschworen.

Ein Unteroffizier war darunter vom Regiment Jung Larisch, dem hatten bis jetzt Alle unbedingt Gehorsam geleistet, es war ein Vorgesetzter; die preußische Disciplin hatte sich auch hier noch bewährt. Der Unteroffizier trat jetzt das Commando an Kriestaedt ab, der es mit einer gewissen Würde übernahm und kurz bemerkte, er könne nur dann sich anheischig machen, das Detachement, wie er sich ausdrückte, über die Grenze zu bringen, wenn man ihm unbedingtes Vertrauen schenke. Dann verlangte er drei Mann, mit denen er die Vorhut bilden wollte, während er den Unteroffizier mit zwei Mann zum Nachtrab commandirte.

Mit der Bewaffnung des Detachement sah es traurig aus; es zählte drei Regiments-Mousqueten, vier Pistolen, ein Dutzend alte Bajonette, einige Säbel und Hirschfänger, Alle aber hatten tüchtige Stöcke.

Bevor abmarschirt wurde, erquickte Kriestaedt jeden Mann mit einem Schluck Branntwein, den er einzeln

ausschenkte, und vertheilte den Taback in so viel Theile, als Raucher in der Schaar waren.

Dann ließ er einen Kreis schließen und sagte: „Kameraden, wir sind im Kriege mit Fankreich, deshalb werden wir den Franzosen auf unserm Wege bis zur Oder so viel Schaden und Abbruch thun, als nur irgend möglich, das ist unsere Soldatenpflicht, namentlich müßt ihr so gut bewaffnet als möglich in Colberg, oder bei der Armee Seiner Majestät des Königs ankommen, denn dort wird's fehlen. Ihr kennt mich noch nicht, ich kenne keinen von Euch, aber ich vertraue Euch, und daß ihr mir vertrauen könnt, das werdet Ihr bald merken. In der Stadt drüben ist ein französischer Kerl, der erwartet dort heute einen seiner Gesellen, einen Kerl, der, wie ich glaube, wichtige Papiere hat, dem wollen wir seine Papiere abnehmen, damit leisten wir vielleicht einen großen Dienst. Waffen wird er auch wohl haben und Geld auch, an beiden fehlt es bei der Armee. Leise, schreit nicht, aber Jeder sage: Gott segne den König!"

„Gott segne den König!" klangs rings im Kreise.

Und sie zogen dahin lautlos mit leisem Tritt, aber die Pfeifen dampften, und es war in die Leute eine Zuversicht gekommen, wie sie solche lange nicht gespürt.

Eine Viertelstunde später hatte man die Landstraße erreicht, Kriestaedt ließ Halt machen und wechselte einige Worte mit dem Unteroffizier, das Detachement vertheilte sich zu beiden Seiten der Straße, gedeckt aufgestellt. Es wehte scharf, aber der Regen hatte ganz aufgehört, zuweilen brach ein fahler Mondenschimmer durch die grauen Wolken. Es mochte etwa acht Uhr Abends sein.

Noch keine halbe Stunde lag das Detachement im Hinterhalt, da hörte man das Rasseln eines Wagens. Kriestaedt erhob sich und stellte sich quer auf in der Straße. Eine mit vier Pferden bespannte Postchaise rollte heran.

„Halt!" rief Kriestaedt mit seiner tiefen Stimme.

Der Postknecht, der auf dem Sattelpferde saß, hielt.

„Was ist das?" fragte eine Stimme aus dem Wagen.

„Zehn Mann vor!" antwortete Kriestaedt.

Zehn Mann sprangen auf die Landstraße, zwei hielten die Pferde, während der Jäger zu dem Postknechte sagte: „Fürchte Dich nicht Landsmann, Dir geschieht nichts!"

„Herr Jesus, preußische Soldaten!" rief jetzt eine Stimme vom Kutschbock; der Diener der dort saß, hatte im schwachen Mondlicht die Reste der preußischen Uniformen und die Gewehrläufe blitzen sehn.

Kriestaedt öffnete den Wagenschlag.

„Ausgestiegen!" befahl er.

Es blitzte und knallte! eine Pistolenkugel streifte des Jägers Wange. Kaltblütig wischte er sich mit der Hand das Blut von der Wange nnd wiederholte: „Ausgestiegen!"

Ein zweiter Schuß knallte, aber er fuhr in die Decke des Wagens, denn der Jäger hatte im Moment des Abfeuerns den Arm des Schießenden in die Höhe geschlagen, im nächsten Augenblick hatte er denselben mit eisernem Griff an der Brust gefaßt, aus dem Wagen gerissen und mit solcher Gewalt an die Erde geschleudert, daß derselbe besinnungslos liegen blieb.

„Unteroffizier, untersuchen Sie den Kerl!" befahl er, dann sich wieder nach dem Innern des Wagens wendend:

„Wer ist noch hier, zwei Frauenzimmer, daß Dich! das Volk ist nie mit Einer zufrieden! Ausgestiegen, marsch!“

Vor Schreck zitternd stiegen zwei Damen aus, eine Aeltere und eine Jüngere. Keine von Beiden war auch nur eines Wortes mächtig.

Der Wagen wurde aufmerksam untersucht, einige Mäntel, ein Pistolenkasten mit Munition, ein Reisedegen, ein wohlversehenes Flaschenfutter, ein leichter Koffer wurden genommen, ein anderer Koffer, von dem der Diener, den man vom Bock geholt und Hirschfänger und Pistolen ohne Gegenwehr abgenommen hatte, behauptete, es sei der Koffer des gnädigen Fräuleins, wurde nicht angerührt.

„Hier sind die Brieftasche und die Börse des Gefangenen, Herr Lieutenant!“ rapportirte der Unteroffizier, um sich ein Ansehn zu geben.

„Behalten Sie Beides an sich, Unteroffizier!“ erwiederte Kriestaedt würdevoll.

„Eingestiegen!“ commandirte er dann.

Die Damen gehorchten ohne Widerrede, der Herr, der sich von seinem harten Fall etwas erholt hatte, begann zu schimpfen.

Aber er sagte nur wenige Worte, dann besann er sich und sagte freundlich zu Kriestaedt: „Guter Freund, gebt mir meine Brieftasche ich will —“

„Steigen Sie ein —“ antwortete Kriestaedt kurz, „Sie haben es hier nicht mit Räubern, sondern mit Königlich preußischen Soldaten zu thun!“

Er beförderte dann den Franzosen beinahe eben so gewaltsam in den Wagen, als er ihm kurz zuvor aus demselben geholfen.

„Unterofficier, schließen Sie den Schlag!“ befahl er dann, „Schwager, fahr zu!“

Der Wagen rollte davon.

„Herr Jeses, Schwager!“ sagte der Kutscher der Herrschaft, der wieder auf dem Bock saß, „der Krieg muß doch noch nicht ganz alle sein, wenn die Soldaten des Königs von Preußen noch hier sein!“

„Ne,“ antwortete der Postknecht, „ganz alle ist der Krieg auch noch nicht, er fängt erst recht an, das war man so ein preußischer Kniff, die Schlacht bei Jena, um die Franzosen alle in's Land zu locken und dann bis auf den letzten Mann zu vernichten!“

„Ach, du meine Güte!“ rief der Sachse, aber er hatte keine Zeit, seine Verwunderung weiter auszusprechen, denn in dem Augenblick preschte ein einzelner Reiter heran: „Halte là, qui vive!“ die Pistole in der Faust, den Säbel an der Hand hängend.

Der Wagen hielt abermals; zwei, drei Reiter jagten vorüber; es waren französische Chasseurs.

Der Herr im Wagen rief die Reiter auf französisch an, einen Augenblick später hielt ein junger Lieutenant an dem Schlage, es folgte ein kurzes aber sehr eifriges Gespräch. Der Herr stieg aus, der Officier stieg ab, der Postknecht und der deutsche Bediente mußten ein Gleiches thun; sie wurden scharf examinirt, Beide versicherten, der ganze Wald stecke voller Preußen.

„Es ist unmöglich!“ schrie der französische Officier wie besessen, „feindliche Infanterie und in dieser Anzahl hier, es ist unmöglich!“

Aergerlich stieg er wieder zu Pferde, empfahl sich ziemlich kalt und ritt weiter.

Der Wagen hatte sich kaum wieder in Bewegung gesetzt, so knallte ein Schuß, zwei, drei, vier folgten.

Dann folgte eine förmliche Salve. Die Franzosen feuerten, weil sie glaubten, eine Abtheilung wirklicher preußischer Infanterie vor sich zu haben. Sie hüteten sich nun in den Wald vorzudringen, wo rechts von der Landstraße Kriestaedt von den Leuten, welche Schießgewehr hatten, einzelne Schüsse abfeuern ließ, während die Ranzionirten mit ihrer Beute bereits nach links hin abgezogen waren. Erst als sich die Franzosen zurückzogen, folgte Kriestaedt mit seinen Schützen den Voranziehenden, die er glücklich noch vor dem Morgen erreichte.

In dem nicht zehn Minuten auf geradem Wege entfernten Posthause an der Brücke hatte man zuerst die beiden Pistolenschüsse vernommen, die der französische Herr auf Kriestaedt abgefeuert hatte, aber man hatte ihnen nicht allzu viel Bedeutung beigelegt, das Knallen von Schüssen war damals nichts Besonderes; als aber kurz darauf ein Commando von sechzig Pferden im scharfen Trabe vorüberging, dem Colmberge zu, da war die allgemeine Aufmerksamkeit rege. Gleich darauf folgte das scharfe Feuern, dessen wir bereits gedacht.

Alle Gäste der Posthalterei standen vor der Thür und folgten dem Aufblitzen und dem Knall der Schüsse mit Augen und Ohren. Die Phantasie vergrößerte Alles, was man sah und hörte.

„Teufel, das ist ein ordentliches Gefecht!“ hatte der

Posthalter gesagt, der mit der Pfeife im Munde vor die Thüre trat.

Eine Schlacht wurde vor den Augen seiner Gäste daraus.

Als die Schüsse der Preußen rechts von der Landstraße blitzten, sagte der Posthalter nicht ohne Absicht: „Die Preußen ziehen sich nach dem Colmberge, da wird vermuthlich ihre Hauptmacht stehen!“ Der erfahrene Soldat wußte es besser, er dachte aber, Kriestaedt den Abzug nach links zu erleichtern. Das Schießen hörte auf.

Gleich darauf fuhr der Reisewagen des französischen Herrn vor; der Postknecht und der Sachse erzählten unglaubliche Dinge von der Stärke der Preußen im Walde. Der französische Herr verlangte sofort frische Pferde, der preußische Posthalter hatte natürlich dafür Sorge getragen, daß keine da waren.

Der gewöhnliche Streit und Zank bei solchen Gelegenheiten hatte ein Ende, als das französische Cavallerie-Detachement zurückkam; es hatte zwar keine Todte, aber doch vier Verwundete.

„Die Todten werden wir wohl morgen finden!“ flüsterten sich die Patrioten in der Gesellschaft zu.

„Man hat mich in eine Falle locken wollen! man hat mir einen Hinterhalt gelegt!“ schalt der französische Offizier, und flüsterte dann leise mit seinem Landsmann, in welchem der Leser den sogenannten Grafen d'Entraguês bereits erkannt haben wird.

Der Posthalter bewirthete die französischen Gäste so schlecht und kärglich, als es irgend möglich war, und er-

klärte mit wahrem Vergnügen dem Grafen d'Entraguês, der nun mit denselben Pferden noch eine Station weiter fahren wollte, daß der Postknecht mit denselben bereits vor einer geraumen Weile nach seiner Station zurückgeritten sei. Daß er selbst, nach dem Eintreffen der französischen Cavallerie, dem Postknecht diesen Rath gegeben, hielt er nicht für nöthig, zu bemerken.

Der französische Offizier, der indessen dem „gnädigen Fräulein," wie der Sachse sagte, seinen Hof gemacht, befahl alsbald seinem Wachtmeister, mit sechs Mann in die Stadt zu reiten und vier Pferde zu requiriren.

„Das wird ein schönes Gespann werden!" lachte der Posthalter in sich hinein.

Der Chasseur-Offizier hatte indessen eine Meldung an seinen Chef geschickt, die zwar nicht so übertrieben, wie die Aussagen des Postknechts und des Sachsen, die aber immerhin noch gewaltig irrig war. Der Lieutenant hatte sich gegen eine preußische Infanterie-Abtheilung geschlagen, und das Auftreten einer solchen in dieser Gegend war geeignet, bedeutende Besorgnisse zu erwecken. Nach Mitternacht, Graf d'Entraguês hatte immer noch keine Pferde, traf ein Capitain mit vierzig Chasseurs ein. Er hatte den Befehl, mit Tagesanbruch eine genaue Untersuchung der Gegend vorzunehmen. Dieser Offizier bezeigte sich ungemein ungnädig und mißtrauisch, selbst gegen den Grafen d'Entraguês; er ließ Vorposten aussetzen, examinirte sämmtliche Bewohner des Posthauses und verstand sich nur mit Mühe dazu, den Grafen abreisen zu lassen, als endlich wirklich Pferde für ihn gefunden worden waren. Ein schlechtes Sub-

ject, das sich lange als Tanzmeister in der Kreisstadt aufgehalten, hatte ein Gespräch mit dem Agenten, er hatte demselben den Versteck der Pferde verrathen.

Der Verräther der preußischen Ranzionirten ließ sich nicht sehen. Er hatte sich entfernt, als die ersten Schüsse fielen.

Sechstes Capitel.

Die grünen Särge.

Einige Tage nach den im vorigen Capitel geschilderten Ereignissen finden wir den gewandten sächsischen Cavalier von Moritz wieder in Berlin, das er im September verlassen hatte, um dem Kriege, den er verabscheute, wie er gern bemerkte, aus dem Wege zu gehen.

Der Agent hatte nie eine Thätigkeit entfaltet, wie in den letzten Monaten, reiche Spenden und Belobungen der Kaiserlichen Regierung waren ihm dafür zu Theil geworden; unter den verschiedensten Namen und Verkleidungen hatte er die Hauptquartiere der preußischen Generale umschwärmt, er war in preußischen Festungen gewesen, die gleich nachher capitulirt hatten, seine Verdienste mußten in den Augen der Kaiserlichen Regierung sehr bedeutend sein, denn seit den letzten Tagen des Octobers standen dem Herrn von Moritz ganz unglaublich große Summen zur Disposition, und in Hamburg, wohin er gegangen war, kurz ehe er nach Berlin zurückkehrte, hatte er mit Gleichmuth Tausende im Spiel verloren. Nach Hamburg war der Agent gegangen, um die Person abzuholen, die Herr von Moritz für seine

Schwester ausgab, die im Dunkeln dem englischen Lord gegenüber die Rolle der armen Claire gespielt hatte, kurz vor der Katastrophe von Jena hatte er die allerdings schöne Person in Hamburg in Sicherheit gebracht, wie er für dieselbe überhaupt sich stets in einer Weise besorgt zeigte, die sonst nicht in seiner Art lag, die er nie für ein anderes Weib, am wenigsten für die arme Claire an den Tag gelegt hatte. Die Sinnlichkeit war jedenfalls ein mächtiges Band, das ihn an Mademoiselle Calliste fesselte, ein zweites war ein gemeinsam verübtes Verbrechen, das dritte und mächtigste aber war der Vortheil; Mademoiselle Calliste war klug und herzlos wie er, aber sie war vielleicht noch erfinderischer als er bei der Wahl von Ausflüchten und Auswegen in all den zweifelhaften und gefährlichen Lagen, welche das Leben des bonapartistischen Agenten mit sich brachte. Der Herr d'Anethan hatte die arme Claire geheirathet, um in Verbindung mit den vertriebenen bourbonischen Prinzen zu bleiben, er hatte sie mit sich genommen, als er sich an Fouché verkauft hatte, um diese Prinzen verrathen zu können, anfänglich hatte er auch wohl geglaubt, die weiche, sanfte Frau als Werkzeug benutzen zu können. Diese Ansicht hatte sich ihm bald als irrig gezeigt, er hatte eine Art von Furcht vor der frommen, stillen aber festen Art Claire's bekommen und als sich sein Zorn über die Vorfälle in Warschau gelegt, war er eigentlich recht froh, daß er nicht mehr die stumme Anklage in dem Auge der armen Frau vor sich hatte. In Demoiselle Calliste hatte er Alles gefunden, was er bei Claire vermißte, und noch mehr.

Auf der Rückkehr von Hamburg war dem Agenten

jenes Abenteuer mit den Ranzionirten begegnet, das wir oben geschildert.

Uebrigens hatte der sächsische Cavalier eine einfache, wiewohl sehr anständige Privatwohnung bezogen, in welcher er sich mit seiner angeblichen Schwester, deren Kammerfrau und seinem sächsischen Kutscher, wie es schien, für längere Zeit einrichtete.

Der sächsische Kutscher war eine Hauptperson in diesem Haushalt, ohne es zu wissen; er war der Beweis, daß Herr von Moritz ein sächsischer Herr, eines Weitern bedurfte es in jener Zeit der allgemeinen Verwirrung nicht, wenn man sich nämlich mit der französischen Polizei abzufinden vermochte, wie es in der Macht des Herrn von Moritz stand.

Aeußerlich hatte Herr von Moritz durchaus keine Verbindung mit den französischen Behörden, und selbst wenn er in Gesellschaft mit französischen Offizieren und Beamten zusammentraf, vermied er jede weitere Annäherung mit Höflichkeit. Ueberall aber gab er sich als großer Verehrer der Musik und zeigte ohne Affection zuweilen eine wirkliche Meisterschaft auf der Violine. Seine Passion für das Spiel, für hohes Spiel, verbarg er nirgend und gab sich derselben überall hin, ohne jedoch in jenen Zeiten Aufsehen zu erregen.

Das Treiben der Berliner Gesellschaft nach der Jenaer Schlacht war Abscheu und Ekel erregend; wie verworfen diese Gesellschaft war, wie gänzlich verloren in Egoismus, grober Sinnlichkeit und Materialismus, das kam nun erst recht zu Tage. Die Gebildeten, die sich mit Hochmuth ausschließlich die Gebildeten nannten, überboten sich in

schändlicher Verachtung ihres Vaterlandes, in Verhöhnung des Unglücks, in Uebertreibung der Schwachheiten und Mängel, in geflissentlicher Bloßstellung von Personen und Zuständen, und endlich in einer so niedrigen Franzosenschmeichelei, Kaiseranbetung und plumpem Schranzenthum, daß dem wahren Preußen wohl hätte das Herz brechen können über solch hündisches Gebahren. Ist auch manch edles Preußenherz gebrochen dazumal in stummem Zorn.

Fremd war diesem Treiben der Landesadel, es muß ernst darauf hingewiesen werden; an allen adeligen Heerden saß damals die Trauer um den Tod eines oder mehrerer Familienmitglieder, und die Trauer um den Fall der Monarchie war selbst über die leichtsinnigsten Junker gekommen; fremd diesem Treiben war ferner die ländliche Bevölkerung und die Bewohnerschaft der kleinen Städte. In der Hauptstadt endlich zeigte der eigentliche Handwerkerstand von Anfang an eine weit größere Theilnahme an dem Unglück des Vaterlandes als die Gebildeten. Es fehlt nicht an herzerhebenden Beispielen wahrer Vaterlandsliebe in den kleinbürgerlichen Kreisen Berlins, und mancher ehrliche Meister sah mit Wuth, daß sich eine Schaar von Kaufmannsdienern in goldbeblechten Uniformen zu einer französischen Ehrengarde formirte und vor den französischen Generalen und ihren Maitressen paradirte.

Ueber diesen gebildeten Pöbel, über diese Schaar von eidbrüchigen uud ehrlosen Beamten, über diese gelehrte und halbgelehrte Bedientenschaft der Revolution mußte erst das kalte Kriegselend der folgenden Jahre kommen, der Mangel, der Hunger, die grinsende Noth — bei vielen war selbst das vergebens — dem heißen Kriegsjammer in Tod und

Blut waren sie glücklich entronnen und darob jauchzten ihre Dreckseelen und bestrebten sich, den fremden Herren zu dienen, denn sie waren der Meinung, daß es keinen König von Preußen mehr geben werde, daß es aus sei mit Preußen für alle, alle Zeit.

In dieser Gesellschaft verkehrten die französischen Offiziere, die auf längere oder kürzere Zeit in Berlin waren, verkehrte das unendliche Geschleppe von Armeebeamten, Lieferanten und Employés aller Art, mit dem preußischen Schmutz den französischen Koth mischend, jedes sittliche Band zerrissen, alle Lüste losgelassen, das Ganze so scheußlich, daß das Verbrechen in seiner Nacktheit weniger abscheulich war.

Es war fast Mittag, Herr von Moritz saß verdrießlich auf dem Lehnstuhl vor dem Schreibtisch und selbst Calliste vermochte ihn nicht zu erheitern, obwohl sie ihren üppigen Körper in einer kaum glaublichen Attitude, halb liegend, halb schwebend auf der Stuhllehne des Agenten balancirte und ihren weißen Arm um des mürrischen Mannes Hals geschlungen hatte.

„Hören Sie endlich auf, mein Freund,“ rief die Pariserin ungeduldig, „den Stummen zu spielen; Sie haben heute Morgen Depeschen bekommen und wie ich da sehe, bedeutende Wechsel, man ist also mit uns zufrieden, warum nun dieses Schmollen?“

Der Graf seufzte tief auf, dann sagte er mit heftigem Ton: „Der Teufel soll die Bestie holen!“

„Meinetwegen!“ rief Calliste, „aber wer ist die Bestie, der Sie so Freundliches wünschen!“

Der Graf reichte der Dirne einen Zettel und sagte:

„Der lag bei der Depesche; Salmon, der geheime Secretair Talleyrands, hat ihn geschrieben.“

Calliste las: „Lord Bathurst hat sich zu Triest in der Trunkenheit gerühmt, die Gunst der Madame d'Anethan genossen zu haben, und einen Toast auf das Wohl gefälliger Ehegatten ausgebracht.“

Die Dirne drehte den Zettel um und um, da aber weiter nichts darauf stand, so brach sie in ein unbändiges Gelächter aus.

„Lachen Sie nicht!“ befahl der Graf zornig, „die Sache ist von Wichtigkeit, ich könnte die englische Bestie ermorden!“

„Nun, nun!“ begütigte Calliste, „geniren Sie sich nicht, morden Sie, wenn Sie's ohne Aufsehn können, aber sagen Sie mir, was liegt Ihnen daran, daß sich der Lord der Gunst der keuschen Claire rühmt! Würden Sie ihm diese lieber gegönnt haben als —“

„Kindereien,“ rief der Agent, „aber bemerken Sie denn nicht, dieser Lord mit seiner Indiscretion kann mir höchst gefährlich werden, überlegen Sie nur einen Augenblick — Salmon fühlt auch recht gut, daß diese Notiz von großer Wichtigkeit, sonst hätte er sie gewiß nicht selbst geschrieben. Selbst wenn ich Sie hier und anderwärts hätte für meine Frau gelten lassen, Calliste und ich bereue jetzt, daß ich Ihnen darin nicht folgte, paßte die Rolle des gefälligen Ehemanns nicht in meinen Plan und namentlich nicht zu den Dingen, die ich hier ausführen soll, doch es ist zu spät und ich muß sehen, was ich machen kann.“

„Jedenfalls,“ meinte Calliste, „könnte Ihnen doch der Lord erst schaden, wenn er hier wäre, und das wird so bald nicht möglich sein!“

„Sie sind ein Kind," entgegnete der Graf unmuthig, „glauben Sie denn, daß England hier keine Agenten hat? daß hier keine Menschen sind, die auf Winke von London her, in mir den Grafen d'Anethan, den ehemaligen Agenten der Bourbons, entdecken und meine Pläne hier kreuzen werden?"

Einen Hauptgrund seines Zornes hielt der Graf nicht für nöthig, seiner Maitresse mitzutheilen; er hatte noch nicht der Hoffnung entsagt, durch seine Verbindung mit Claire gemach sich den Bourbonen wieder zu nähern, er wußte, daß man sich Agenten seiner Art auch bedient unter Umständen, obgleich man überzeugt ist von ihrer Verrätherei. Man weiß, daß man von ihnen nie die ganze Wahrheit erfährt, aber man weiß auch, daß sie einen Theil der Wahrheit berichten müssen, um das Falsche glaublich zu machen, und dann hält man sich immer für klug genug und ist überzeugt, daß man das Wahre von dem Unwahren unterscheiden und benutzen könne. Der Graf wußte ferner, daß die Bourbonen keine große Auswahl hatten und daß ihnen viel daran lag, mit Fouché in Verbindung zu bleiben; er wußte weiter, daß Fouché, seinem eigentlichen Meister, ebenfalls viel daran lag, mit den Bourbonen Verbindungen zu haben, die nicht immer zum Nachtheil der Bourbonen waren, und endlich hatte der Graf selbst das höchste Interesse, sich neue Ansprüche auf die Dankbarkeit des verbannten Königshauses zu erwerben, den üblen Eindruck seines Verrathes zu verwischen, so viel als möglich, und ihm Dienste zu leisten, für die er nicht auf Geld rechnete. Das klingt räthselhaft, aber es wird klar, wenn wir mittheilen, daß der Graf nicht an die Dauer der Napoleonischen Herrschaft

glaubte. Ein unbestimmtes Gefühl von der Wandelbarkeit der Kaiserlichen Zustände hatte er schon seit einiger Zeit gefühlt, seit seinem letzten Besuche in Paris hatte er aus seinen Unterredungen mit Fouché die Ueberzeugung gewonnen, daß auch der nicht an eine lange Dauer des Kaiserthums glaube, und die beiden Männer richteten, Jeder auf seine Weise, ihre Politik so ein, daß sie sicher sein konnten auch bei der Wiederherstellung des Königthums zu gewinnen.

Uebrigens theilten viele gerade der höchsten Beamten des Kaiserthums diese Ansicht im Stillen, sie hatten ein Gefühl von dem nahen Fall der glänzenden Schöpfung und seltsam, je gewaltiger das Kaiserreich wurde, desto fester glaubten diese Leute an seinen nahen Fall. Dieses Gefühl heftet sich als Fluch an alle revolutionären Institutionen, trägt zum schnellsten Fall derselben wesentlich bei und macht diesen Fall jäher und tiefer.

Einige Minuten lang versuchte Calliste sich klar zu machen, welche Gefahren für sie und ihren Freund die Indiscretion des Lords haben könne, sie konnte dieselben nicht bedeutend finden: „Ah", rief sie endlich unwillig, „wir werden uns rächen an diesem groben Kerl, der uns den Morgen verdorben hat!"

„Wir werden uns rächen!" sagte der Graf energisch, dann erhob er sich rasch, die Dirne in seinem starken Arm aufhebend und sie auf die Füße stellend.

„So gefallen Sie mir!" flüsterte Calliste, den Grafen mit unverhehlter Bewunderung und einer Art von Scheu anblickend.

Wir wissen, daß der Graf ein schöner Mann war, aber den eigentlichen Ausdruck bekam seine Schönheit,

wenn in seinem Gesicht jene finstere, unbeugsame, nichts achtende Energie zum Vorschein kam, die wie die Katze lauert, wie die Schlange kriecht, sich todt stellt wie das Krokodill, Umwege macht wie der Fuchs, wie der Vogel lockt und endlich mit einem Tigersprunge ihre Beute packt. In solchen Momenten, sie waren sehr selten, war der Graf mächtig schön, er hatte dann ein Stück von dem Abglanz des gefallenen Engels, das den Teufel großartig und furchtbar schön macht.

Der Graf vollendete rasch seine Toilette, die nie vernachlässigt, aber auch nie auffallend, sonder stets die eines Mannes von Geschmack war, dann nahm er freundlich Abschied von seiner Gefährtin mit dem Versprechen, sie zum Diner abzuholen.

Der Agent des französischen Kaisers ging den Linden zu, war aber gezwungen, stehen zu bleiben an einer Querstraße, aus der so eben ein Leichenzug herauskam. Es waren zwei Särge, die man da hertrug neben einander. Die Särge waren ganz schlicht, aber sie waren mit grüner Farbe angestrichen; das schon fiel dem Grafen auf, aber noch mehr der unendlich lange Zug von Leidtragenden, der paarweise an ihm vorüberwallte und sich noch vergrößerte durch Männer, die hier und da einzeln aus den Häusern oder gruppenweise aus den nächsten Straßen hervortraten und sich anschlossen. Die Leidtragenden gehörten sichtlich zum größten Theil dem Handwerkerstand an, aber man sah auch alte Herren darunter, deren Haltung den Soldaten verrathen haben würde, auch ohne das pour le merite- oder Johanniterkreuz am Halse und die Ordensbänder im Knopfloch. Der Graf ließ den langen Zug

an sich vorübergehen und erschöpfte sich in Vermuthungen. Die Haltung des Leichengefolges, die ernst war, aber auch hier und da eine Art von Trotz verrieth, imponirte ihm. Er sah sich um nach Jemandem, der ihm das Räthsel löse.

„Was ist das?" fragte er einen alten Mann in langem blauen Rock.

„Ein Leichenzug, wie Ihr seht!" antwortete der im feindseligen Ton.

Der Patriot mochte den Franzosen in dem Frager erkannt haben und schloß sich dem Zuge an.

Der Graf, noch mehr betroffen, ging einige Schritt weiter, wo zwei französische Offiziere, die sich über diese Zug, der auch ihnen aufgefallen sein mochte, bei einem überhöflichen Geheimen Secretair erkundigten.

„Es ist das eine unschädliche Demonstration," erklärte der Gefällige, „es ist ein alter Schneidermeister, den sie dort begraben; er ist an einem Tage mit seiner Frau gestorben und hat letztwillig verfügt, daß man ihm und seine Frau in grünen Särgen beerdigen möge, weil grün die Farbe der Hoffnung sei und er sowohl als sein Weib in der festen Hoffnung sterbe, daß der König und die Königin bald wieder siegreich zurückkommen würden nach Berlin. Sie wissen nun, meine Herren, daß alle Verständigen nicht mehr an die Rückkehr des Königs glauben, da Seine Majestät der Kaiser unüberwindlich ist, aber das Volk sieht das nicht ein in seiner Beschränktheit, es denkt wie der alte bornirte Schneidermeister, und zum Zeichen, daß es an die siegreiche Rückkehr des Königs glaubt, zieht es hinter den Särgen her. Das ist dumm, gewiß, aber es ist ganz unschädlich."

„Ich sehe aber doch da mehrere Herren mit Orden dabei!“ bemerkte einer der Offiziere.

Der Geheime Secretair zuckte vornehm die Achseln und meinte verächtlich: „Ein paar Dutzend alte Invaliden und Junker, die an der Blamage bei Jena noch nicht genug haben, die finden vielleicht, daß der Marsch hinter den grünen Särgen her ihnen nicht so unbequem ist, wie das Laufen bei Jena!“

„Nun, nun,“ meinte einer der Offiziere, „Sie übertreiben, mit dem Laufen Ihrer Armee bei Jena war's so schlimm nicht, mein steifer Arm weiß das besser; wir hatten Kürassiers vor uns, die besannen sich lange genug und hieben sich mörderisch mit uns herum; erst als sie auf beiden Seiten überflügelt waren, gingen sie im Schritt zurück. Ich habe nie Cavallerie gesehn, die sich so brillant geschlagen hätte, wie das Regiment!“

„Sie sind sehr gütig!“ rief der Geheime-Secretair enthusiastisch, „es geht doch nichts über die französische Großmuth! Immer gerecht, allzu gerecht, selbst gegen die Feinde!“

„Infame Canaille!“ sagte der französische Dragoner-Offizier grob und wendete sich indignirt ab von dem Königlich preußischen Herrn Geheimen-Secretair, der ihm ganz verblüfft nachstarrte und gar keine Ahnung hatte, was ihm diese Beschimpfung von Seiten des Franzosen zugezogen.

„Das muß ein Mißverständniß sein!“ murmelte er, aber in seiner Anbetung des Franzosenthums machte ihn eine solche Kleinigkeit nicht irre.

Der Graf beeilte sich, den Italienerladen, so nannte

man das damals, zu erreichen, wo sein Freund, der Geheime-Rath von Beireis gewiß schon ziemlich ungeduldig mit dem Frühstück auf ihn wartete. Als er bei dem Italiener eintrat, fand er alle Tische bereits besetzt, und nur mit Hülfe des Wirths gelang es ihm, in einer behaglichen Ecke seinen Gastfreund zu entdecken, der an einem Glase Burgunder sog mit den Lippen und mit beiden Ohren hörte.

Auf Anordnung des Geheimen-Rathes nahm der Graf, oder vielmehr Herr von Moritz, hinter dem Tisch neben seinem Gastfreund Platz.

„Wir behalten so die Versammlung im Auge!“ bemerkte Beireis leise und schmunzelte begehrlich, als der Italiener eine köstliche kleine Straßburger Pastete aufsetzte und sein „gestern erst angekommen!“ dazu über den Tisch flüsterte.

„Ich weiß,“ bemerkte Herr von Moritz leise seinem Nachbar, „daß Sie vor dem Essen nicht gern von Geschäften sprechen —“

„Und nach dem Essen gar nicht!“ lachte Beireis, ein Stück Trüffel auf der Spitze seiner verwöhnten Zunge prüfend.

„Deshalb,“ fuhr Herr von Moritz fort, „deshalb muß ich um Entschuldigung bitten, wenn ich Ihnen jetzt wenigstens eine Mittheilung mache, die Ihnen indeß den Appetit schwerlich verderben wird. Sie können zu jeder Stunde bei mir zwei Hundert Stück Napoleons in Empfang nehmen, außerdem eröffne ich Ihnen bei mir einen Credit auf die gleiche Summe zu gewissen Ausgaben, und unter uns, wir wissen, daß da auch noch manche hübsche Kleinigkeit abfällt!“

„Ich bin Ihnen gewiß sehr dankbar,“ entgegnete der Geheime-Rath, dessen Gesicht einen ungemein freundlichen

Ausdruck angenommen, „aber Sie haben sich selbst einen viel größeren Dienst erzeigt, Herr von Moritz, als Sie glauben!“

„Wie so?“

„Nun,“ erklärte Beireis sehr gefällig, „unser Dejeuner würde sehr frugal gewesen sein, ohne diese Mittheilung, denn ich bin dem braven Manne hier eine kleine Summe von etwa Hundert Thalern schuldig; jetzt hat das nichts mehr zu bedeuten, ich bin nicht mehr in meinen Arrangements gehindert!“

Herr von Moritz lächelte und fragte: „Darf ich Ihnen meine Börse in die Hand stecken? es werden einige vierzig Napoleons darin sein — wir rechnen dann nachher ab.“

„Sehr verbunden, das nehme ich an!“ entgegnete der Geheime-Rath hastig, die Börse unter dem Tisch annehmend und in der Hand behaltend; dann winkte er dem Wirth und machte eine Menge von kleinen hübschen Bestellungen.

Der Wirth sagte kein Wort und blieb sehr höflich, in seinem ganzen Wesen aber gab sich eine Verlegenheit und Aengstlichkeit kund, die den Geheimen-Rath außerordentlich zu belustigen schien; als derselbe sich mit seiner Last der kostspieligsten Bestellungen zögernd zurückzog, kam Beireis der Gedanke, daß er vielleicht langsam oder schlecht bedient werden könne, wenn er nicht die Maske abwerfe, und er sagte deshalb: „Da fällt mir ein, daß Sie mir schon ein paar Mal Ihre Rechnung geschickt haben, bringen Sie mir dieselbe quittirt herein und setzen Sie das kleine Frühstück mit darauf, ich werde wohl so viel Geld bei mir haben?“

Das Gesicht und das Benehmen des Wirths waren augenblicklich völlig verändert, Unsicherheit und Verlegenheit

hatten einer würdigen Dienstbeflissenheit Platz gemacht, und Geheime-Rath Beireis und sein Gast frühstückten ganz ausgezeichnet. Beide waren starke Esser, der Deutsche hatte mehr Burgunder getrunken, im Champagnertrinken kam er dem Franzosen aber nicht gleich. Der Herr von Moritz ließ jeden Bissen schwimmen, er nahm kleine Schlucke, aber unendlich viele und sehr rasch hinter einander. Er leerte zwei Bouteillen Champagner, ohne daß sie einen irgendwie wahrnehmbaren Eindruck auf ihn gemacht hätten.

Beide Herren sprachen während des Essens fast gar nicht mit einander, aber sie hörten desto mehr, ohne daß es das Ansehen hatte.

Dicht vor ihnen war ein großer runder Tisch, französische Employé's und Berliner Kaufleute, meist verlorene Söhne der sonst so achtbaren französischen Refugié-Colonie, trieben daran ihr Wesen; die Wohlthaten, die ihre Väter und Großväter von dem hohen Hause Brandenburg genossen, waren vergessen, sie waren nur noch Franzosen. Schmähungen gegen Preußen, gegen die erhabene Person des Königs auf den Lippen, verleugneten sie den letzten Rest von Scham und Scheu, indem sie gegen besseres Wissen, freilich dem abscheulichen von Oben gegebenen Beispiele folgend, selbst die fleckenlose Tugend der edlen Königin Louise zu begeifern wagten.

An einem anderen Tisch zechten französische Offiziere, „gloire“ das dritte Wort, Selbstüberschätzung, Hochmuth genug, Selbstsucht und Eitelkeit im Uebermaß, aber erquicklich ihr Gespräch gegen das der abtrünnigen Preußen.

Der elende Zeitungsschreiber Lange führte an einem dritten Tische das Wort; er, der ein Blatt, den „Tele-

graphen", begründet hatte, lediglich um die Siege der preußischen Armee zu verkünden, er hatte jetzt nicht Worte genug, um Preußen zu beschimpfen und Napoleon zu erheben. Ein ehemaliger Lehrer am Cadettenhaus unterstützte ihn dabei nach Kräften, und der Kriegs- und Domainenrath Heckert trank bei jedem Glase die Gesundheit eines andern französischen Marschalls oder Generals.

Unter der Gemeinheit und Verworfenheit hatte die Dummheit ihren gebührenden Platz gefunden; es saßen da wirklich Menschen, die den Franzosenkaiser für eine Art von übermenschlichem Wesen hielten, und Viele, die sich ihr Lebelang geschämt, zum allmächtigen Gott zu beten, oder nie an ihn gedacht, sie fühlten sich stolz in der Anbetung des korsischen Feldherrn, der die Revolution so siegreich bis nach Berlin geführt.

Hier und da gewahrte man auch wohl ernste, verdrießliche und bekümmerte Gesichter, aber hinter denselben war nur selten der Kummer um den Untergang preußischer Ehren und Kriegsruhms, meist galt es eigenem Mißgeschick.

„Nun, man kann Dir wohl gratuliren!" zischelte ein Geheimer-Rath dem Andern zu: „Deine Tochter hat sich ja wohl mit dem Capitain verlobt?"

„Gott sei's geklagt," antwortete der Andere, „der Kerl hat nichts als seinen Säbel, aber das Mädchen war rein toll; ich wollte, sie wären schon copulirt — ach, Bruder, mir brennt der Kopf."

„Nun, nun," tröstete der Andere, sich selbst halb getröstet fühlend durch des Collegen Elend; „sieh mich an, Bruderherz! was muß ich mir von meinem Weibe gefallen lassen? Tod und Hölle, ich könnte den glatten Colonel,

den sie mir ins Quartier gelegt haben, mit diesen meinen eigenen Händen erwürgen!"

„Bruder —", wollte der Erste trösten.

„Still!" — flüsterte der arme, betrogene Ehemann grimmig, „spare Dir Deine Tröstungen, habe mir das Alles schon selbst zehnmal und öfter noch gesagt, alles das, was Du mir irgend sagen könntest. Hilft aber nichts! Auch die erhabenen Beispiele alle helfen mir nichts, denn ich liebe das schändliche Weib, ja, zum Henker! ich liebe es noch immer! Ach, Bruder," setzte er dann, plötzlich in eine weichere Stimmung gerathend und eine neue Flasche entkorkend, hinzu, „Du weißt gar nicht, wie lieb und gut und schön Jettchen sein kann, ach! wie glücklich habe ich gelebt!"

Der eine Geheime-Rath weinte vor Rührung bei der Erinnerung an sein verlorenes eheliches Glück, der Andere wagte nicht aufzusehen, denn er begriff die Komödie nicht, die sein College spielte. Die junge Frau Geheime-Räthin war zwar sehr hübsch, aber wahrhaftig kein Tugendspiegel, und die Verhältnisse, unter denen sie sein Freund und College geheirathet hatte, waren stadtkundig der Art, daß von Tugend und Treue dabei überall nicht die Rede sein konnte. Deshalb begriff der Eine die Trauer des Andern nicht, bis ihm das Verständniß ziemlich unerwartet in die Hand gegeben wurde, denn sein College erhob sich und grüßte einen hübschen Cavallerie-Offizier von der kaiserlichen Garde, der so eben eintrat. Der französische Colonel ermunterte den Geheimen-Rath zur Heiterkeit, bestellte Wein — kurz, es war für den Einsichtigen bald klar, daß sich der Geheime-Rath die Trauer über Jettchens Untreue von dem

französischen Offizier anständig und über den Werth bezahlen ließ.

An einem Tisch allein saß ein Mann mit weißem Kopf, unangenehm rothen Backen und grob sinnlichen Zügen; er frühstückte reichlich, ohne besondere Auswahl, und schlürfte behaglich seinen Wein dazu, seine blauen Augen blickten vergnüglich, ihn amusirte sichtlich das Treiben ringsum. Ein dehnbarer zäher Kautschuk-Egoismus sprach sich in allen seinen Bewegungen aus.

Es trat ein Herr ein mit feinem Gesicht, der war in seinen besten Jahren; mit einem raschen Blick musterte er die Gesellschaft, dann nahm er Platz an der freien Seite des Tisches, an welchem der eben geschilderte Mann saß, es war kein anderer Platz leer; er bat mit einem höflichen Wort um Erlaubniß, der Andere antwortete kaum durch ein Wort der Höflichkeit, aber mit einer cordialen Zudringlichkeit sagte er gleich: „Ich werde Ihnen ein Glas von diesem trefflichen Bordeaux einschenken, Sie haben noch nichts so Schönes getrunken und Sie bekommen's auch nicht, aber ich bin alter Kunde hier, der Wirth giebt's nur mir."

„Ich danke," entgegnete der Herr kalt ablehnend, „ich danke Ihnen, aber ich trinke nie Bordeaux."

„Dann thun Sie sehr Unrecht," entgegnete der Allzufreundliche unverschämt, „das zeugt nicht für Ihren Geschmack, oh! wie können Sie das Zeug trinken?"

Der Wirth brachte dem Herrn eine kleine Flasche spanischen Weines, echten Val de Peñas, wie er sagte, und nannte den Gast sehr achtungsvoll dabei: „Herr Kammerherr!"

„Sie waren Kammerherr des Königs?" fragte der Freundliche zudringlich.

„Ich bin Kammerher Sr. Majestät des Konigs!" antwortete der Fremde ernst, ohne sich durch die Zudringlichkeit reizen zu lassen.

„Nun ja," meinte der Freundliche mit der Miene der suffisantesten Ueberlegenheit, „ich bin auch Hoflieferant, Titel ist Titel, da es aber keinen Hof giebt und einen König von Preußen auch wohl bald nicht mehr geben wird, so hat's mit unsern beiden Titeln wohl ein Ende, und ich bin bloß noch ein —"

„Ein Schurke! ein ganz infamer Schurke!" sagte der Kammerherr etwas heftig und entsetzlich verächtlich.

„O nein!" entgegnete der Andere ganz gelassen, „sondern ein Seidenhändler."

Der Kammerher von Königsmarck stand auf und verließ das Zimmer.

Der wackre Edelmann war gewohnt, bei dem Italiener ein Glas spanischen Weins zum Frühstück zu trinken, wenn er nach Berlin kam, aber vermochte nicht mehr auszudauern in der Atmosphäre von Gemeinheit, die über der Hauptstadt Preußens lagerte.

Der Geheime Rath von Beireis und Herr von Moritz, die ihr Frühstück beendet hatten, waren Zeugen dieser Scene gewesen; der Agent namentlich hatte den märkischen Edelmann mit einem Interesse beobachtet, das dem Geheimen Rath aufgefallen war.

„Begleiten Sie mich in meine Wohnung!" bat Herr von Moritz, ich möchte von Ihnen einige Auskunft erbitten."

„Ich würde Sie darum als eine Gunst ersucht haben,"

entgegnete Beireis mit flammendem Auge, „ich muß die Hand Ihrer reizenden Fräulein Schwester küssen!“

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr,“ warnte der Graf lächelnd, „meine Schwester, übrigens meine Stiefschwester,“ schaltete er mit Absicht ein, „hat schon manchen klugen Kopf wirbeln gemacht, sie hält etwas auf ihre Unabhängigkeit, mehr als mir lieb ist!“ setzte er schlau hinzu.

Die Herren gingen.

Unterwegs fing der Graf bereits an zu fragen, und zwar in der nackten, blanken Art, in der man nur mit einem Manne spricht, den man kennt und mit dem man ein gemeinsames Ziel verfolgt.

„Ist es möglich, Herr von Beireis, einen Theil des Landesadels für den Kaiser zu gewinnen?“

Der Geheime Rath sah den Frager verwundert an, dann sagte er unwillig: „Das ist mal wieder so eine von den überklugen Ideen aus Paris, aber Sie fragen rund und nett, ich will eben so antworten: „Nein, es ist unmöglich!“

„Aber! — —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Moritz, sie wollen mir da ein halb Dutzend Namen nennen. Versuchen Sie Ihr Heil. Sie finden da auch vielleicht noch ein Dutzend verlaufener Kerle und verkommener Gesellen, aber einen Theil des märkischen, oder pommerschen und schlesischen Adels zu gewinnen, lassen Sie das sein! Sie werfen Ihr Geld weg und blamiren sich nebenbei gründlich. Das ist's ja eben, lieber Mann, daß die Herren da in Paris Alles nach französischem Schnitt messen; ich sage Ihnen, diese breitstirnigen Junker kennen Sie nicht, haben

gar keinen Begriff von diesen Leuten. In denen steckt ein Mißtrauen gegen alles Fremde, Menschenalter gehören dazu, um das zu besiegen; sie sind darin gar nicht verschieden von ihren Bauern. Sie glauben nicht, was für ein zähes Geschlecht auf diesem leichten märkischen Sande sitzt. Ich sage Ihnen, der Sand wäre längst nach allen Strichen der Windrose verweht, wenn diese zähen Junker und Bauern nicht, so zu sagen, jedes Sandkorn zusammenhielten. Diese Leute aber mit ihrem Mißtrauen sind nicht zu gewinnen. Denken Sie sich, daß, als fast vor einem halben Jahrtausend die Hohenzollern, das preußische Königs-Geschlecht, in's Land kamen, Menschenalter und eine Reihe der trefflichsten Regenten dazu nöthig waren, um dieses märkische Mißtrauen zu besiegen. Diese Hohenzollern waren weise Herren; sie fuhren zwar, wenn's noth that, mit eisernem Wetter drein, aber sie schonten auch, wo sie irgend konnten, denn sie begriffen frühe schon, daß dieses zähe Junkerthum der Kitt ihres Staates sein würde. Ja, als sie endlich dieses Mißtrauen besiegt, da hatten sie keine besseren Vasallen, als diese Junker, die ihnen so viel Noth gemacht, denn wer diese zähen Geschlechter einmal hat, der hat sie ganz und für immer. Diese märkischen und pommerschen Sippschaften, sie haben den preußischen Staat mit ihrem Blut gekittet, sie haben viele preußische Erwerbungen kurzweg mit ihrem Geld bezahlt. Meines Erachtens leistet man dem Kaiser einen schlechten Dienst, wenn man ihm vorlügt, daß es mit Preußen zu Ende sei. Ich sage Ihnen, es ist nicht zu Ende; der preußische Staat ist aus den Fugen, ja, sie können hier oder dort ein Stück abbrechen, entzweibrechen, zerschlagen, ich aber sage Ihnen, diese festen, zähen Junker

mit ihren festen und zähen Bauern in Pommern und in den Marken, denen sich die Schlesier und Preußen anschließen, denn da hinten steckt auch noch eine tüchtige Kraft, sie leimen ihnen das alte Preußen mit ihrem Blut wieder zusammen, sobald nur ein Mann kommt, der das Zeug hat, sie anzuführen. Und so ein Mann kommt, verlassen Sie sich drauf, denn diese Junker verstehen zu warten."

„Sie brauchen sich gar nicht so zu echauffiren, Herr von Beireis," unterbrach der Agent, „ich habe selbst ziemlich zahlreiche Erfahrungen gemacht, ich selbst bin überzeugt, daß Sie im Allgemeinen Recht haben, diese dickköpfigen, störrischen Junker mit ihrer Tradition von Lehnstreue mögen nicht zu gewinnen sein!"

„Sie sind es nicht," bekräftigte Beireis, „glauben Sie mir, seit sechs Jahren bin ich da bekannt mit einem von Bredow, das ist so eine von diesen ächten märkischen Sippen, der Mann wird so zu sagen mein Freund, das heißt, er ladet mich zu Tische, er hört mich gern reden und spielt mit mir, er borgt mir Geld, verlangt es auch weiter nicht wieder, aber glauben Sie, daß es mir gelungen wäre, auch nur eine Spur von Einfluß zu gewinnen? Jetzt ist der alte Kerl wüthend über die Niederlage bei Jena, ein Sohn, ein Schwiegersohn, drei Vettern und der Bräutigam seiner jüngsten Tochter sind dort geblieben, zwei Söhne hatten sich hierher gerettet, er hat nichts Eiligeres zu thun, als sie zur Armee des Königs nach Preußen zu befördern und Alles, was an baarem Gelde im Hause war, dazu, und als ich ihm Vorstellungen machen wollte, das Geld zu behalten, da die Kriegsnoth ihn selbst in Verlegenheit bringen könnte, da sagte er mir kurz und gut die Freundschaft auf,

nannte mich „Er" und meinte: Er ist kein Preuße, der König braucht mein Geld und meine Jungen, da sind sie, und Er ist mein Tischcumpan gewesen und hat mich amüsirt, dafür habe ich Ihm zu essen gegeben und Ihm Geld geborgt, das schenke ich Ihm, und da nun hinfort bei mir nicht mehr geschmaus't wird, so scheere Er sich zum Teufel! So war mein Abschied! Und ich versichere, so oder ähnlich sind sie Alle."

„Nun, da bleibt weiter nichts übrig," sagte Herr von Moritz, „als diese furchtbaren Junker dem Könige sowohl wie dem Volke verdächtig zu machen, durch Schriften, durch Bücher, durch Zeitungen!"

„Das ist etwas!" meinte Beireis, „bei dem Stadtvolk wird's ziehen, bei dem Landvolk, das nicht liest, freilich nicht, aber es ist doch etwas; auch in den kleinen Mittelstädten, wo der Einfluß der Junker bis jetzt groß, vielleicht gelingt es da, Zwietracht zu säen und auf diese Weise einen Riß in das Volk zu sprengen; der Gedanke ist gut. Der Federhelden können wir für ein paar Napoleons genug haben. Vielleicht gelingt es uns auch, einen oder ein paar Malcontente von Namen zum Schreiben zu bringen: Ja, der Gedanke ist gut, ich bin dabei, wir wollen diesen Junkern wenigstens einen Stoß versetzen, den sie so bald nicht verwinden sollen!"

Die Herren gingen am Schauspielhause vorüber, ein junger Mann grüßte den Geheimen-Rath.

„Guten Tag, Herr Riese, guten Tag!" erwiderte dieser, „Sie gehen doch gewiß heut Abend in's Schauspiel!"

„Gewiß!" antwortete der junge Mann ernsthaft.

„Viel Vergnügen!"

Damit ging er weiter, Herr Riese aber, der junge Mann, blieb einen Augenblick stehen und sagte, den Männern nachblickend, „das ist ein Gesicht, wie man's nie wieder vergißt, wenn man's einmal gesehen hat."

Die Herren standen vor der Wohnung des Herrn von Moritz.

„Gehen Sie," sagte der Graf, küssen Sie meiner Schwester die Hand, ich kleide mich zum Diner um!"

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstraße 81.

Inhalt des zweiten Bandes.